

Welt- und Globalgeschichte in Europa: Berichte über den 1. Europäischen Kongress für Welt- und Globalgeschichte im September 2005 in Leipzig

Middell, Matthias

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Middell, M. (2006). Welt- und Globalgeschichte in Europa: Berichte über den 1. Europäischen Kongress für Welt- und Globalgeschichte im September 2005 in Leipzig. *Historical Social Research*, 31(2), 13-109. <https://doi.org/10.12759/hsr.31.2006.2.13-109>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Welt- und Globalgeschichte in Europa. Berichte über den 1. Europäischen Kongress für Welt- und Globalgeschichte im September 2005 in Leipzig

Abstract: In recent times World and Global History became the fast growing sections of international historiography, mainly due to the interest in North American universities, but also followed by an increasing interest in other world regions. The first European Congress in World and Global History, held from September, 22 to 25, 2005 at the University of Leipzig, explored the field and tried to answer if there are specific European traditions and practices to write and research world history in a global age. In the following section reports from the panels organised during this conference give an impression of a first step towards a new way to think and to discuss about history on the European continent but also in contact with scholars from Australia, the Americas, Asia and Africa.

Panel 1: Writing World History in Western and Central Europe

Conveners: *Andreas Eckert (Hamburg), Matthias Middell (Leipzig)*

Bericht: *Katja Naumann*

Purpose: Among the starting points for writing today's global history there are intellectual as well as institutional traditions to be followed, emphasizing either continuity or discontinuity. This panel will investigate the various references for four Western und Central European historiographies and discuss the question of whether the field of world and global history is characterized by a particularly early international entanglement or rather by a continuing pattern of national contexts. This panel is part of the NHIST-program of the European Science Foundation.

Eine der wesentlichen Fragen des Kongresses war jene nach den intellektuellen Traditionen welt- und globalgeschichtlichen Interesses in Europa, verbunden mit der vergleichenden Suche nach länderübergreifenden Gemeinsamkeiten sowie lokalen, regionalen und nationalen Spezifika. Schließlich ist auch die Beschreibung von Globalität, wie jede andere historische Perspektive, von dem Standpunkt geprägt, von dem aus sie verfasst wird. Auch das Panel, über das hier zu berichten ist,

war gleichzeitig Workshop einer Forschungsgruppe über „National Histories and its Interrelation with Regional, European and World Histories“ im Rahmen eines Projektverbundes der European Science Foundation.

Moderiert von Andreas Eckert und Matthias Middell, setzten sich die Teilnehmer mit deutscher, französischer und britischer Weltgeschichtsschreibung im Verlaufe des 20. Jahrhunderts auseinander und diskutierten methodische Zugänge, Formen der Institutionalisierung sowie prägende innerfachliche und politische Erwartungshaltungen bzw. Barrieren. Ein Spannungsfeld, dem sich globalhistorische Bemühungen in allen drei Ländern, wenngleich in unterschiedlichem Grade, gegenübergestellt sahen, war jenes zwischen der Eingebundenheit in globale Zusammenhänge als ehemalige Kolonial- und/ oder Imperialmächte sowie einem starken internen Regionalismus, der eine besondere Betonung des Nationalen herausforderte.

Zu Beginn des Panels führte Stefan Berger (Manchester) in die britische Weltgeschichtsschreibung ein, die es genau genommen nicht gegeben habe. Denn überblicke man das 20. Jahrhundert, so seien weltgeschichtliche Betrachtungen bis in die 1980er Jahre die Ausnahme geblieben und Einzelinitiativen entsprungen (so u.a. die Arbeiten von James Lord Bryce, John Bowle oder Geoffrey Barraclough), wenngleich sie wie im Falle Arnold Toynbees große Prominenz erlangen konnte. Erst eine jüngere Historikergeneration, so u.a. John M. Roberts und Patrick O'Brien, vermochte mit globalen Fragestellungen eine dauerhaft innerfachliche Anerkennung zu erringen, zu der nicht zuletzt die Öffnung der britischen Historiographie gegenüber imperialen Aspekten der eigenen Geschichte seit den 1980er Jahren beitrug. Eben jene frühere Ignoranz gegenüber dem ‚British Empire‘ in seiner Gänze sei es auch, verbunden mit der Dominanz eines auf geradlinigen Fortschritt orientierten Metanarrativs, welches wenig Raum für andere Entwicklungswege und Kulturen ließ. Daneben spielten fehlende Traditionen einer geschichtsphilosophisch untermauerten Universalhistorie bei der Erklärung der auffälligen Schwäche von Globalgeschichte in Großbritannien eine wichtige Rolle. Schließlich, so Berger, sei für die Historiographie Großbritanniens auch im 20. Jahrhundert prägend gewesen, dass verschiedenste Raumbezüge (‚British Isles‘, ‚Ireland‘, ‚United Kingdom‘ oder aber das ‚British Commonwealth‘) untereinander um Dominanz rangen, so dass hinter den Anstrengungen ihrer Homogenisierung die Welt in Vergessenheit geriet.

Anschließend setzte sich Jean-Clément Martin (Paris) mit der Geschichtsschreibung über die französische Revolution als Prüfstein für nationale Traditionsbildungen innerhalb der Historiographie zu globalen Ereignissen und Prozessen auseinander; wobei er Globalität an einem radikalen Bruch zum Vorher, dem Entstehen eines neues Regimes der Historizität sowie an einer national übergreifenden Bedeutung und Prägekraft festmachte. Anhand der Forschungen, die im Rahmen des 200-jährigen Jahrestages der Französischen Revolution weltweit unternommen wurden, und deren Ergebnisse zum großen Teil im Institut d'Histoire de la Révolution Française in Paris zugänglich sind, legte Martin überzeugend dar, wie stark nationale Denktraditionen und Bewertungsmuster die Darstellung der Französischen Revolution beeinflussen. Die Vielfalt nationaler gleichermaßen wie regionaler Lesarten habe zu einem globalen interpretatorischen Minimalkonsens geführt, von dem diese zusammengehalten werden, zugleich allerdings den Tatsa-

chengehalt des historischen Ereignisses selbst soweit entleert, dass dessen Sinn undeutlich geworden sei. Dies werfe, so Martin, die allgemeine Frage auf, wie eine Geschichte globaler Ereignisse jenseits der partikularen Interessen und Traditionen zu schreiben möglich sei. Kann eine Ideen- und Rezeptionsgeschichte globaler Ereignisse, die an sich schon eine Forschungsaufgabe darstellen würde, in einem weiteren Schritt zu einer historischen Rekonstruktion führen, die über einen umfassenderen Tatsachengehalt verfüge als derzeit verfügbare Narrative spezifischer Gedächtnisgemeinschaften?

Die folgenden beiden Referate legten Entwicklungen und Herausforderungen dar, denen sich Welt- und Globalgeschichte in Deutschland gegenüber sah und wandten sich damit zugleich gegen die verbreitete Ansicht, dass frühere welthistorische Betrachtungen im 20. Jahrhundert keine Fortsetzung fanden. Matthias Middell (Leipzig) führte mit seinem Vortrag in die erste Hälfte des Jahrhunderts und legte die vielfältigen globalgeschichtlichen Aktivitäten dar, die zu einer reichen Publikationstätigkeit (als Beispiele nannte er u.a. Hans Helmoltz und Alexander Tilles „Weltgeschichte“, Walter Goetz' „Propyläen-Weltgeschichte“, Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“, Kurt Breysig „Geschichte der Menschheit“ oder auch Hans Freyer's „Weltgeschichte Europas“) führten, mit Institutionalisierung im universitären System einhergingen und eine Pluralität von methodischen Ansätzen hervorbrachten: neben einer Beschreibung europäischer Dominanz mit der Betonung protestantischer Werte und der erfolgreichen Transformation moderner Staaten zu Demokratien, fand sich die pessimistische Lesart des unabwendbaren Endes eben jener Vorherrschaft, aber auch eine Weltgeschichte, die einem starren Zentrum weltgeschichtlichen Geschehens eine Pluralität von Zentren entgegensetzte. Erst in den 1930er Jahren, nicht jedoch wie oft angenommen mit dem Tod Lamprechts 1915, habe die Weltgeschichtsschreibung ihre etablierte akademische Stellung in Deutschland verloren. Dies geschah, so zeigte Middell, nicht zuletzt auch durch die damals endgültig zerbrechende Koalition zwischen Regionalwissenschaftlern und Globalhistorikern. Jenen bot sich angesichts des Bedarfs an Regionalexpertise seitens des deutschen Staates, Heeres und der deutschen Wirtschaft im Zuge der Eroberungen in Übersee eine effizientere Möglichkeit, sich aus der akademischen Isolation und Marginalisierung zu befreien. Bis zu diesem Moment jedoch, der durch die erzwungene Flucht vieler deutscher Intellektueller verstärkt wurde, konnte sich die Weltgeschichtsschreibung durchaus erfolgreich und in vielfältigen Formen etablieren.

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges, so führte Katja Naumann (Leipzig) in dem abschließenden Vortrag aus, wurde an frühere globalgeschichtliche Perspektiven in Deutschland angeknüpft und neue Ansätze erprobt, wenngleich die Entwicklungen in beiden deutschen Staaten verschiedene Wege genommen hatten. Suchte man in der DDR in den 1940er und frühen 1950er Jahren sowohl die Traditionen Lamprechts und Pirennes weiterzuführen bzw. weltgeschichtliche Betrachtungen mit der sich etablierenden marxistischen Historiographie zu verbinden, fand eine transnationale Sichtweise in der BRD in zwei Kontexten statt: zum einen in dem katholischen Entwurf des ‚Abendlandes‘, welcher sich gegen eine preußisch-protestantische Nationalgeschichte wandte, zum anderen in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust. Mit der Neugestaltung des Hochschulwesens in der DDR seit 1951 wurde Weltgeschichte neben einer Nationalge-

schichte zwar dauerhaft in Lehrplänen und Forschungsbereichen institutionalisiert und konnte an einzelnen Standorten wie beispielsweise am Leipziger Interdisziplinären Zentrum für vergleichende Revolutionsforschung intensiv betrieben werden, allerdings blieben internationale Wahrnehmung und Wirkung begrenzt. In der Bundesrepublik setzte dagegen erst Mitte der 1970er Jahre eine pragmatische Wende und empirisch ausgerichtete Forschung zu globalen Aspekten ein, nachdem die Debatten vorher primär geschichtsphilosophischer Art waren. In Absetzung von der seitens der Bielefelder Schule propagierten Modernisierungstheorie wurde die Dependenztheorie in der lateinamerikanischen Geschichte diskutiert und in den 1980er Jahren u.a. auch die Systemtheorie Wallersteins rezipiert, so dass sich spätestens Ende der 1980er Jahre eine breitere Expertise und Pluralität innerhalb der außereuropäischen Geschichte herausgebildet hatte. Diese unterschiedlichen Entwicklungen en detail nachzuvollziehen und zu erklären, müssen, so Naumann, zukünftige historiographiegeschichtliche Studien leisten.

Damit leitete der letzte Vortrag in die Diskussion über, die sich vor allem dem Vergleich der skizzierten nationalen Entwicklungen zuwandte. Dabei war es weniger Ziel, zu abschließenden Einsichten in eine europäische Gegenüberstellung zu gelangen; vielmehr bündelte die Moderation von Andreas Eckert gekonnt die wiederkehrenden allgemeinen Fragen, die demnächst mit empirischen Studien verfolgt werden müssen, wobei die folgenden drei sich als die wesentlichen herauskristallisierten:

- 1) Wie kann sich Globalgeschichte von ihren regionalen und nationalen Prägungen distanzieren ohne ihre Vermittelbarkeit und Funktionsfähigkeit in oftmals noch nationalen Kontexten zu verlieren und ohne der Idee eines Universalismus zu verfallen, der glaube, zu weltweit überzeugenden Interpretationen zu gelangen?
- 2) Wie gestaltete sich in den europäischen Historiographien das Wechselspiel und die Konkurrenz zwischen den verschiedenen räumlichen Bezugsebenen und unter welchen Bedingungen erwiesen sich globalhistorische Betrachtungen als besonders durchsetzungsfähig?
- 3) In welchem Verhältnis stehen die Konjunkturen von Weltgeschichte zu den weltpolitischen Ambitionen und Positionierungen der einzelnen Länder und inwiefern lässt sich im weiteren Zusammenhang eine europäische Geschichte von Weltgeschichtsschreibung rekonstruieren, die über die nationalen Besonderheiten hinausreicht?

Oft ist die Einsicht in weiterführende Fragen ein hinreichend großer Gewinn nach einer gemeinsamen Debatte, und in dieser Hinsicht war das Panel erfolgreich. Es war dies jedoch noch in einer weiteren Hinsicht: Deutlich wurde nämlich, dass eine zukünftige Stärke europäischer Globalgeschichte u.a. in der Historisierung ihrer eigenen Traditionen durch eine professionalisierte Historiographiegeschichte bestehen könnte und daraus zugleich die Grundlage für das informierte und reflektierte Erproben neuer Ansätze erwachsen würde, das sich nicht durch etablierte Meistererzählungen über die eigene Herkunft in seiner Kreativität lähmt, wie es derzeit bisweilen jenseits des Atlantiks den Anschein hat.

Panel 2: Writing World History in Southern Europe in a Comparative Perspective

Conveners: *Lluís Roura i Aulinas (Barcelona), Edoardo Tortarolo (Turin)*

Bericht: *Ana Belen Garcia Timon*

Purpose: In this panel the question will be investigated of how strongly world history approaches have been influenced by an imperial tradition, by special points of reference in nationalized constructs of history (such as Antiquity, the Mediterranean world of the late Middle Ages, and the Renaissance), by dictatorial regimes or by their position in contemporary Europe. Examples of Southern Europe, from Spain through Italy, Greece and Romania will be presented. The panel is part of the NHIST-program of the European Science Foundation.

Das Panel über den „Vergleich der Weltgeschichtsschreibung im südlichen Europa“, auf dem Antonis Liakos (Athen), Lluís Roura i Aulinas, Alberto Gil Novales (Madrid) und Edoardo Tortarolo vortrugen, befasste sich mit den unterschiedlichen Konzepten, mit denen Welt- und Universalgeschichte in Griechenland, Italien und Spanien seit dem Beginn des vorletzten Jahrhunderts geschrieben wurde.

Antonis Liakos unternahm in seinem Vortrag einen Gang durch die griechische Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts. Er startete mit einer Unterscheidung zwischen Welt- und Nationalgeschichte, die er als ein Produkt von Institutionalisierung und Professionalisierung der Geschichtswissenschaft seit dem 19. Jahrhundert auffasst.

Der Vortrag teilte das 19. Jahrhundert in zwei Teile. Im ersten Teil zeigte Liakos anhand von ausländischen Publikationen die Universalisierung der Alten Geschichte Griechenlands in Ländern wie England oder Frankreich, in denen das Alte Griechenland als „supranational model of patriotism“ erschien. Diese Schriften wurden wiederum in Griechenland benutzt, indem sie in einer sehr nationalistischen Art und Weise übersetzt wurden. Liakos arbeitete diese Tendenzen auch anhand einer Reihe von Universitätsabteilungen heraus. Der zweite Teil des Vortrages fasste die Periode der „Greek Historical Narrative“ zusammen. In diesem Zeitraum muss über eine Erneuerung der Beziehung zwischen der National- und der Weltgeschichte gesprochen werden. Obwohl ausländische Wissenschaftler die griechischen Studien als Humanistische Studien bzw. Universalgeschichte bezeichneten, beansprucht ein großer Teil der griechischen Forschungen den Hellenismus als Behälter der griechischen und christlichen Werte und damit als Nationalgeschichte.

Das 20. Jahrhundert begann mit der Politisierung der Welt- und der Nationalgeschichte. Linke Parteien identifizierten sich mit der Universalisierung der Geschichtsschreibung, rechte Politiker unterstützten jedoch die Erziehung anhand der Nationalgeschichte als Methode für die Bewahrung nationaler Einheit und zur Bekämpfung des Kommunismus. Antonis Liakos hob abschließend hervor, dass zwar ein Interesse an der Globalgeschichte in der heutigen griechischen Gesellschaft präsent sei, im Vergleich zur Nationalgeschichte jedoch erst an zweiter Stelle stehe.

Die spanische Historiographie wurde von Lluís Roura i Aulinas und von Alberto Gil Novales behandelt. Roura i Aulinas beschäftigte sich mit dem spanischen Imperium und der Idee des „Empire“ in der spanischen Historiographie. Ihm folgte Alberto Gil Novales mit seinem Vortrag über Universalgeschichte aus spanischer Perspektive („La Historia Universal en Perspectiva española“).

Roura i Aulinas, Professor an der Universität Autònoma de Barcelona, stellte eine klare Unterscheidung zwischen der Idee eines europäisch-universalen Imperiums, wie dem von Karl V. und Philipp II., und der eines spanischen Imperiums mit seinem deutlichen kolonialen Charakter heraus. Erst im 16. Jahrhundert tauchte die politische Idee eines Imperiums in der spanischen Historiographie auf, in den Schriften von Covarrubias und Menchaca, welche die universale Dimension der spanischen Monarchie verteidigten. Während des 17. Jahrhunderts trat eine Tendenz zu Erinnerungen an die Regierungen der Katholischen Könige auf, was den spanischen Charakter des Empires verstärkte. Das 18. Jahrhundert und die „leyenda negra“ konsolidierten die Opposition zwischen dem „Hispanic Empire“ und dem „Universal Empire“. Der Liberalismus und die Historiographie des frühen 19. Jahrhunderts setzten die Verteidigung des spanischen Empires fort. Dieses Element förderte die Gründung der spanischen Staats-Nation, und seine Folgen wirkten bis in das 20. Jahrhundert. Der spanische, katalanische oder iberische Nationalismus geht daher oft eine Verbindung mit der Idee eines Empire ein, in welchem gleichzeitig verschiedene Zentren existierten. Während der Franco-Diktatur zentralisierte die offizielle Geschichtsschreibung das Empire auf eine kastilische Sphäre. Eine neue Generation von Intellektuellen schlug dagegen vor, das Empire als ein Produkt der Historiographie aufzufassen und forderte eine Revision der Geschichte, indem die Spanische Geschichte und die Universalgeschichte nicht mehr durch das Empire verbunden werden, sondern durch die Geschichte der Gesellschaft, der Kultur, der Wirtschaft etc. Heutzutage versuchen immer noch politische Kräfte, insbesondere die konservative Partei, die Einheit Spaniens durch Erinnerungen an die historische Vergangenheit zu festigen. Dagegen verteidigte der Autor am Ende seines Vortrages noch einmal die Hypothese, dass das spanische Empire ein Produkt der Geschichtsschreibung sei.

Alberto Gil Novales lud zu einem Gang durch die Universalgeschichtsschreibung aus spanischer Perspektive ein. Dieser begann im 18. Jahrhundert und setzte sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts fort. Thesen und Forschungsergebnisse von spanischen wie auch von ausländischen Autoren wurden präsentiert. Neben den spanischen waren in einem ersten Abschnitt des genannten Zeitraums vor allem die italienischen Wissenschaftler sehr bedeutend. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in Spanien vor allem deutsche Universalhistoriographie übersetzt. Gil Novales wies auf den zunehmenden Einfluss ausländischer Ideen hin, der durch zahlreiche Übersetzungen verstärkt wurde. Gil Novales ging besonders auf die Wirkung der Schriften von Max Weber und deren Einflüsse auf die Einführung des Krausismus in Spanien oder die Aufnahme antiliberaler Ideen aus den Werken von Hans Freyer ein.

Edoardo Tortarolo markierte in seinem Beitrag über die Weltgeschichtsschreibung zunächst einige zentrale Gesichtspunkte für eine historiographiegeschichtliche Analyse, wie die Rolle der europäischen Geschichte innerhalb der Weltgeschichtsschreibung, die Tatsache, dass Globalgeschichte eher in Ländern mit imperialisti-

schem Hintergrund geschrieben wird und schließlich die Bedeutung einer zugänglichen kulturellen Infrastruktur für das Schreiben von Weltgeschichte. Die Rolle der italienischen Geschichtsschreibung zur Weltgeschichte während des 20. Jahrhunderts hält Tortarolo für wenig bedeutend, mit der Ausnahme allerdings von Arnaldo Momigliano, welcher als Analytiker der Interaktionen zwischen den Mittelmeerraumkulturen einen Schritt über die Nationalgeschichte hinaus tat, der eine Hervorhebung verdient.

Panel 4: Writing World History in Northern and North Eastern Europe

Convener: *Stefan Berger (Manchester)*

Bericht: *Falk-Thoralf Günther*

Purpose: During the first boom of professional world history writing in the early 20th century, Halvdan Koht's Institute of Historical Comparison was one of the recognized places in a European network of the protagonists of relevant empirical research and methodological considerations. More recently, the number of attempts has been increasing to emphasize the specific Northern European experience and historiographic tradition. The endeavor received decisive impulses from the International Congress of Historical Sciences. At the same time that congress reminded us of its forerunner in the 1920s when, also in Oslo, new ways for a European comparative history were being searched for. The panel investigates the question of whether an ingenious Scandinavian discussion of world history had developed between the two dates. The panel is part of the NHIST-program of the European Science Foundation.

Ursprünglich war das Panel so angelegt, dass der Entwicklung weltgeschichtlicher Ansätze in Skandinavien zwischen den 1920er Jahren und dem Jahr 2000 nachgegangen werden sollte. Aufgrund mehrerer Absagen von Referenten musste es allerdings mit einer Sektion über die außereuropäische Geschichtsbilder in Zentraleuropa verschmolzen werden. Fragen der Weltgeschichtsschreibung in Skandinavien sowie die Entwicklung von area studies in Deutschland und Polen oder auch der mögliche Ausbruch aus dem Container einer Nationalgeschichtsschreibung standen deshalb in diesem erweiterten Panel zur Diskussion.

Carol Adamson von der International School of Stockholm gestaltete ihren Vortrag als eine Standortbestimmung zur Globalgeschichtsschreibung in Schweden und begann ihre Ausführungen mit einem Rückgriff auf einen der frühesten im europäischen Raum tätigen Globalhistoriker, Snorri Sturluson (Snorre Sturlasson). Snorri verfasste neben der bekannten Prosa-Edda, die als äußerst wertvolle Quelle für skandinavische Sagen gilt, auch historische Werke, in denen er Migrationsbewegungen, Machtkämpfe in Skandinavien, wirtschaftliche und militärische Missionen im Süden und Osten Europas beschrieb und damit die Grenzen der den mittelalterlichen Skandinaviern bekannten Welt zwischen Nordamerika und dem Kaspischen Meer nachzeichnete. Nach Snorri, so konstatierte Carol Adamson, hätte in Schweden unter den Historikern bisher nur noch Eli Filip Heckscher hervorstechen, der sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts intensiv mit dem Welt-

system befasste und dies so erfolgreich tat, dass seine Thesen auch heute noch diskutiert werden. Jedoch sieht Adamson diese Tatsache nicht in einem insularen Blick der schwedischen Historiker begründet, denn im Allgemeinen gibt es, wie sie konstatiert, in Schweden ein großes Interesse an der Welt, welches durch verschiedene Gruppen, beispielsweise Journalisten, politische Kommentatoren, Kulturhistoriker, Archäologen und Anthropologen genährt und verstärkt wird. Akademische Historiker hingegen produzierten Bücher, in denen globale Vergleiche unüblich sind. Carol Adamson kritisiert in ihrem Beitrag das überwältigende Interesse an schwedischer, gefolgt von europäischer Geschichte, denn Globalgeschichte kommt an den führenden schwedischen Universitäten maximal in den höheren Ausbildungsstufen und dann auch nur vereinzelt vor. Sie beleuchtet die Profile einiger wichtiger Hochschulen und kann nur auf einzelne Beispiele einer Beschäftigung mit Gebieten außerhalb Schwedens und Europas verweisen, wie zum Beispiel an der Universität in Göteborg, wo jüngst einige Dissertationen zu China und Kolumbien geschrieben wurden. Göteborg ist seit Jahrhunderten ein Handels- und Industriezentrum, wodurch dort günstige Bedingungen für die Entwicklung von Untersuchungen globaler Zusammenhänge gegeben scheinen. Auch an der Stockholm School of Commerce and Economics und der Wirtschaftsgeschichtlichen Abteilung der Universität Stockholm wird auf den Wurzeln, die Eli Heckscher legte, ein weniger traditionell nationales Forschungs- und Lehrprogramm realisiert.

Im Allgemeinen gibt Adamson zu verstehen, dass die meisten schwedischen Historiker, auch wenn sie ihre Bücher nicht allein für sich und ausländische Fachkollegen schrieben, sondern sich mit Zeitungsartikeln und Ähnlichem auch an breitere Bevölkerungsschichten wenden, einen starken Hang zur Beschäftigung mit schwedischer Geschichte offenbaren. Eine Trendwende macht sie allerdings aus, denn in steigendem Maße befassen sich Lehrer und Wissenschaftler nun auch mit Themen, die sich auf weitere Zusammenhänge richten, und gehen weltgeschichtlichen Fragen nach.

Die Geschichte der Afrikanistik und die Entwicklung der Afrikanischen Geschichte im Nachkriegsdeutschland war Gegenstand des Vortrags von Felix Brahm (Hamburg). Brahm geht, um die Relevanz dieser Untersuchung detaillierter darstellen zu können, auf die akademischen Wurzeln dieser Disziplinen und damit auch mögliche Zusammenhänge zwischen Kolonial- und Globalgeschichte zurück. Die primären Ansatzpunkte sind dabei die beiden ersten, noch in der deutschen Kolonialära gegründeten akademischen Einrichtung mit Afrikabezug, das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin und das Hamburger Kolonialinstitut. Die etablierten Kolonialwissenschaften setzten sich nahtlos in der Weimarer Republik und im Dritten Reich fort, und 1940 nahmen unter der Leitung eines höheren SS-Offiziers, des Zeitungswissenschaftlers Franz Alfred Six, die Auslandswissenschaftliche Fakultät und das daran angebundene Deutsche Auslandswissenschaftliche Institut als Nachfolgeeinrichtungen des Seminars für orientalische Sprachen ihre Arbeit auf. Die Kontinuitäten waren darin mehr als sichtbar. Nach dem Zweiten Weltkrieg sah die Lage anders aus: Die alten auslands- und kolonialwissenschaftlichen Einrichtungen wurden geschlossen und deren Personal größtenteils aus dem akademischen Lehrdienst entfernt. Im Unterschied zu anderen Ländern, wie Frankreich, Großbritannien, den USA oder der Sowjetunion, erlebten die area studies zunächst keine Wiederbelebung durch den Kalten Krieg. Ver-

schiedene Projekte, sich diesem wissenschaftlichen Feld erneut zu nähern, scheiterten meistens am Misstrauen der zuständigen Behörden. Erst einige Jahre nach dem Krieg begannen Wissenschaftler sich erneut mit Afrika auseinander zu setzen. In Ostdeutschland begann Walter Markov in den 1950er Jahren mit der Kritischen Kolonialgeschichte, die auch westdeutsche Historiker beeinflusste. Allerdings verlor die Geschichtswissenschaft, die in der Nachkriegszeit zumindest im Osten Deutschlands eine dominante Position bei der Afrikaforschung einnahm, ihren Vorrang und begann sich das Feld mit der Soziologie und der Wirtschaftswissenschaft zu teilen. Die Geschichte Afrikas ist bis heute ein marginales Wissenschaftsfeld in Deutschland geblieben. Die Gründe dafür sieht Felix Brahm in den Schwierigkeiten nach dem Zweiten Weltkrieg, als die area studies diskreditiert waren und erst sehr viel später in Form der Entwicklungsforschung wiederkamen. Außerdem führt er den Zusammenbruch der DDR an, denn damit verschwanden alle Lehrstühle für afrikanische Geschichte, bis auf die beiden in Leipzig und Berlin. Das Hauptproblem der relativ schlechten Stellung der Afrikanischen Geschichte sieht Brahm allerdings nicht in der geringen Zahl verfügbarer Lehrstühle, sondern in der national- und europazentrierten Ausrichtung der deutschen Universitäten.

Peter Mario Kreuter (Euskirchen) stellte sein neues Projekt über die Vermittlung von Geschichte an Kinder vor: Er bezog sich speziell auf Dänemark und die im dortigen Fernsehen 1994 ausgestrahlte TV-Serie „Alltidets Jul“, die sich mit dänischer und nordischer Geschichte beschäftigte. Kreuter betonte die supranationale Darstellung, die sich gerade nicht allein auf Helden der dänischen Geschichte konzentrierte und nannte als Gründe dafür die lange Personalunion bei den Herrschern von Norwegen, Schweden und Dänemark sowie den Bezug auf eine gemeinsame skandinavische Tradition.

Tomasz Schramm von der Universität Poznan befasste sich in seinem Vortrag „World History and Polish Historiography“ mit der Genese der polnischen Geschichtsschreibung und auch mit den in Polen in verschiedener Form anzutreffenden Versuchen, über den nationalen Tellerrand hinauszuschauen. Um die Wechselwirkungen darstellen zu können, exemplifizierte er sie an Werken polnischer Historiker, die in unterschiedlichen historischen Phasen aktiv waren und auf diese Weise die dortige Geschichtswissenschaft mitprägten oder heute noch mitgestalten. Die Geschichte Polens mit dem Zusammenbrechen des polnischen Staatswesens durch die polnischen Teilungen und dem Wiederaufstehen des Staates nach 1918 hatte enormen Einfluss auf die polnische Geschichtsschreibung. Schramm stellte zunächst das Auftreten professioneller polnischer Historiker im 19. Jahrhundert fest, die allerdings, abgesehen von vereinzelten, kleineren wissenschaftlichen Gesellschaften, keinerlei institutionelle Anbindung hatten. Anders war dies im damals unter österreich-ungarischer Verwaltung stehenden Galizien, wo die Universitäten Krakau (Krakov) und Lemberg (Lwow) zu wichtigen Zentren der historischen Forschung wurden. Die Geschichte, die in Krakau und Lemberg geschrieben wurde, beschränkte sich zum allergrößten Teil auf polnische Geschichte. Für Schramm ist dies keine ungewöhnliche Entwicklung und resultierte aus dem Zerfall des polnischen Staates, der bis 1918, vom Herzogtum Warschau und dem sogenannten „Kongresspolen“ einmal abgesehen, von den Landkarten getilgt blieb. Mit dem Historiker Joachim Lelewel, der als Beispiel für einen polnischen Historiker des 19. Jahrhunderts herangezogen wurde, weil dieser sich nicht mit der puren Nationalge-

schichte zufrieden geben wollte, zeigt Schramm, dass es schon zu diesem Zeitpunkt ein Interesse an Themen, die die Nation transzendierten, gab. In das Werk Lelewels flossen, was damals keineswegs Standard war, verschiedene Komponenten, wie Wirtschaft, Soziales, Politik und Kultur ein, weil er der Ansicht war, dass alle Ausdrücke menschlicher Kultur wichtig sind und Gegenstand der Forschung sein müssen, ohne dabei die nationale Karte zu spielen. Das Wiederaufstehen des polnischen Staates nach dem Ersten Weltkrieg markierte eine wichtige Wende in der polnischen Geschichte. Für diese Phase der polnischen Geschichte diente Schramm der Historiker Feliks Koneczny als Beispiel, der in dieser Zeit prägend für die polnische Geschichtswissenschaft wurde. Koneczny stellte, beeinflusst von der polnischen Staatengründung, Überlegungen an, welchen Teil Polen zur europäischen Geisteskultur beigetragen hatte. Koneczny galt als der polnische Toynbee, denn auch er versuchte, die Geschichte als Spiegel der Entwicklung verschiedener Zivilisationen darzustellen. Jedoch ging Konecznys Popularität nie über die Grenzen Polens hinaus, anders als dies für Arnold Joseph Toynbee galt und noch bis heute gilt. Für die neueste Zeit führt Schramm aktuelle polnische Historiker ins Feld, die ebenfalls mit ihren Arbeiten den Versuch unternehmen, sich der Weltgeschichte anzunähern. Allerdings muss er dabei das Fazit ziehen, dass polnische Historiker im Normalfall kaum über die Grenzen ihres Landes hinaus bekannt sind und man deshalb außerhalb Polens kaum etwas von deren Arbeit wahrnimmt. Ein Schicksal, das die heutigen Forscher mit Lelewel und Koneczny teilen.

Der Vortrag von Mathias Mesenhöller (Leipzig) versuchte am Ende eine Standortbestimmung der transnationalen Geschichtsschreibung aus einem anderen Blickwinkel. Basierend auf Peter J. Taylors Modell von der Nation als Container einer modernen Gesellschaft entwarf er das Bild der „Container-History“, deren Grundlage er in einer auf dem Territorialen basierenden, gewissermaßen eingegrenzten Historiographie sieht. Selbst in Ländern, die über ein Imperium verfügten, Mesenhöller zog dabei Schweden, Russland und Österreich heran, konnte er, abgesehen von einigen marginal gebliebenen Darstellungen, keine Tendenz dazu feststellen, dass das Imperium eine Alternative zur Nationalgeschichtsschreibung geboten hätte. Wo allerdings Empire-Geschichte betrieben wurde, ähnelte die Herangehensweise durch räumliche Exklusion und Inklusion immer wieder und unweigerlich der Nationalgeschichte. Mesenhöller sah darin die Konstruktion eines weiteren, wenn auch etwas größeren Behälters. Den Weg aus der Container-Geschichtsschreibung sieht er in der Neubewertung von grundlegenden Kategorien der Politikgeschichte, der Rolle der Geografie und sozialer Gegebenheiten. Auf diese Weise könnten die Nationalgeschichtsschreibung und ihr etwas größerer Bruder der Empire-Geschichte abgelöst werden und die Geschichte sich nicht mehr allein an einzelnen Ländern und Kontinenten ausrichten, sondern durch neu bewertete Parameter über Vergleiche und Analysen von Migration, kulturellem Austausch, der Konstruktion von Grenzen geprägt werden. Mesenhöller konstatierte, dass diese Ansätze keineswegs neu seien und verwies dabei auf Christopher Baylys Buch „Birth of the Modern World“, welches den Ausweg aus dem Container probierte.

Gerade in der bereits am Anfang erwähnten Vielseitigkeit der Themen dieses Panels lag auch sein Reiz. Auffallend war dabei, dass die von einem Großteil der Referenten erwähnten Unzulänglichkeiten im Bereich einer globalen Ausrichtung

der Geschichtswissenschaft oft die gleichen Gründe haben: Der Eurozentrismus und die nahezu allmächtige Nationalgeschichtsschreibung lösen die Konzentration der Historiographie auf das scheinbar Naheliegende. Dagegen entwickelt sich in der nichtakademischen Öffentlichkeit ein rascher wachsendes Interesse an transnationalen Perspektiven.

Panel 5: Global – Regional – Local. Spatial Dimensions of Global History

Convener: *Barbara Potthast (Köln)*

Bericht: *Jan Meine*

Purpose: The spatial dimension of research into global history is the focus of the section. Here, a number of principal problems will be raised which are often avoided in research or left aside as though they had already been solved. Even the term “global history” contains a spatial definition. But can it grapple only with global, worldwide phenomena? Or can small-size processes also be dealt with under problems of global history? And if so, how does the relationship between globality, regionality and locality have to be evaluated? How, finally, is global history to choose its spaces for investigation? Should or may it return to existing regionalizations? Historical definitions of space are always highly discursive in character and can be placed into certain cultural or scholarly traditions, for which reason they have to be questioned as to their validity for problems of global history. Does not global history rather have to define its own conceptions of space? And what are the categories, mechanisms or structures by which the spaces of investigation in global history can be described or defined?

Die Frage nach der räumlichen Dimension von Globalgeschichte und besonders die Frage, ob die Globalgeschichte sich nur mit einem weltumspannenden Phänomen auseinandersetzen kann oder ob auch kleinräumige Prozesse unter globalgeschichtlicher Fragestellung behandelt werden können, waren Gegenstand dieses Panels. Denn bereits die Globalgeschichte als Begriff enthält eine räumliche Komponente, und es schließt sich die Frage an, ob globalgeschichtlichen Untersuchungen auf bereits vorhandene Raumkonzepte wie Nationalstaaten und Kontinente zurückgreifen können, oder ob Globalgeschichte eigene Raumkonzepte definieren muss.

So ging es Dietmar Rothermund (Heidelberg) in seinem Beitrag „Globalgeschichte: Interaktionen und Netzwerke“ um die Betonung der Interaktion als Kernunterscheidung der Globalgeschichte zu früheren Weltgeschichtsschreibungen. Interaktion ist eine Grundeigenschaft von Geschichte, und in Interaktionen zwischen Menschen werden Handlungsspielräume ausgehandelt, woraus Netzwerke hervorgehen, in denen das Ausgehandelte „gespeichert“ wird, worauf sich in zukünftigen Interaktionen bezogen werden kann. Mit Bezug auf die Reduktion von Komplexität durch Vernetzung und der Senkung von Transaktionskosten durch institutionelle Vorbedingungen versuchte Rothermund diese Begriffe und Kategorien für die Globalgeschichte nutzbar zu machen und an Beispielen zu verdeutlichen. Netzwerke werden von Rothermund als Felder kommunikativen Handelns verstanden, als Verbindungen handelnder Menschen von gewisser Dauer; sie sind, um auf die

angesprochene Aushandlung zurückzukommen, Ergebnisse fortgesetzter Verhandlungen. Eine Voraussetzung der Aus- und Verhandlungen in Netzwerken – die auch als etablierte Kommunikation beschrieben werden können – ist jedoch die Verwendung von Sprache. Durch diese Zentralität von Sprache und ihrer Verwendung in der Etablierung von Netzwerken (Interaktion) und deren Bedeutung für die Globalgeschichte kommt der Untersuchung der Verwendung von Sprache sowie Sprechakten in der Globalgeschichte eine exponierte Stellung zu; Aufgabe muss es vor allem sein, die Vielfalt zu untersuchen. Neben der Sprache tritt auch das Geld als ein handlungskoordiniertes Medium auf, besonders auf dem Markt – wobei der Markt wiederum das Entstehen von Netzwerken fördert und damit ein wichtiger Untersuchungsgegenstand der Globalgeschichte ist. Fokussiert werden soll dabei nicht auf die ökonomisch abstrakte Größe „Markt“, sondern auf das Emporium, auf den Umschlagplatz von Waren und Wissen, wo „Agency“ und „Negotiation“ zusammenkommen. Die Handelsgeschichte betrachtete besonders den Handel an sich, nicht die Unternehmer, die den Handel betrieben, nicht die Waren, die gehandelt wurden; hier breitet sich ein unerforschtes Gebiet und damit eine Aufgabe für die Globalgeschichte aus. Der überregionale Handel stand oft in Zusammenhang mit religiösen Netzwerken; hier kann eine Netzwerkbildung durch Pilger beobachtet werden. So folgten z.B. islamischen Händlern in Asien bald Geistliche. Auch hier kann der so zentralen Netzwerkbildung für die Globalgeschichte nachgespürt werden – zumal Pilgerschaften oft sehr gut dokumentiert sind. Auch der vormoderne Staat kann als ein Netzwerk, als ein politisches Netzwerk, als ein Personenverband, gesehen werden. Die Ausbreitung des vormodernen Staates definierte sich durch die Reichweite seines Personenverbundes, die des modernen Staates hingegen definiert sich über sein Territorium (Gebietskörperschaft). Der „Raum“ der Globalgeschichte, also das Netzwerk, wird im modernen Staat nun, da das Territorium den Staatsraum definiert, über das Netzwerk Zivilgesellschaft aufgegriffen, da sich im modernen Staat Netzwerke über die Zivilgesellschaft bilden.

Bernd Hausberger (Berlin) beschäftigte sich in seinem Vortrag „Lateinamerika im Spannungsfeld globaler, regionaler und lokaler Entwicklungen“ mit der ökonomischen Entwicklung Lateinamerikas nach der Eroberung durch die Spanier und der folgenden – damit einhergehenden – räumlichen Organisation des Kontinents. Hausberger folgt in seiner Untersuchung dem Modell eines kolonialen Binnenmarktes von Assadourian und erweitert es – um die Untersuchung globalgeschichtlich zu perspektivisieren – um Elemente aus der Interaktions- und Netzwerkforschung. Damit erreicht Hausberger, dass nicht das Nebeneinander der verschiedenen Produktionsformen in Lateinamerika betrachtet wird, sondern die Vernetzung und Interaktion zwischen den Teilen der Strukturen sowie der Akteure.

Andrea Komlosy (Wien) ging in ihrem Beitrag „Lokalgeschichte als Globalgeschichte am Beispiel einer österreichischen Textilregion“ hingegen der Frage nach der Möglichkeit der Untersuchung kleinräumiger Phänomene in globalgeschichtlicher Perspektive nach, wobei es um die Bewertung der Beziehung zwischen Globalität, Regionalität und Lokalität ging. Fragen dieser Art stellte sie am Beispiel des Waldviertels, einer Textilproduktionsregion in Österreich. Es lässt sich in der Geschichte dieser Region aufzeigen, dass Regionen nicht physisch verbunden sein müssen, um Einfluss aufeinander zu nehmen. So können Veränderungen in der

einen Region auch Veränderungen in einer anderen, weit entfernten verursachen, wie es verschiedene Textilproduktionsregionen an Hand von Konkurrenz vorführen.

So lässt sich mit den Beiträgen eindrucksvoll zeigen, dass zum einen die Kategorien „Raum“ und „Raumeinfluss“ in Bezug auf Globalgeschichte überdacht werden müssen und zum anderen „Raumgröße“ nicht zwingend ausschlaggebend ist für die Möglichkeit einer Untersuchung in globalgeschichtlicher Perspektive. Vor allem der in diesem Panel betrachtete Gedanke, das „Netzwerk“ als eine für die Globalgeschichte zentrale Größe zu nutzen, diese als deren „Raum“ zu verwenden, verleiht der Globalgeschichte eine eigenständige Raumperspektive.

Panel 6: Global History and Area Studies – Is There a Common Ground?

Convener: *Birgit Schäbler (Erfurt)*

Bericht: *Anne Friedrichs*

Purpose: In spite of the apparently obvious “natural coalition” of the Global History Approach and the historians of extra-European territories (area studies specialists), the latter speak, if asked about their interests in the developments of global history, of two concerns. For one thing, they see the danger that a globalized ethnocentrism could hardly be interpreted as progress in the subject area. But they also fear at times that global history might be an ephemeral fashion trend and would soon lead back into the eroded riverbed of national history, undermining the painstakingly established and in many ways only very weakly developed area studies of Africa, Latin America and of West, South and East Asia in the process. The panel is to define the limits and possibilities of “extra-European” history and those of global history, especially in their complementarity. This panel is sponsored by the Arbeitskreis Außereuropäische Geschichte (AAA).

Ja, es gibt sie, die gemeinsame Grundlage – jedenfalls zwischen den rund 40-50 Beteiligten, die sich in dem von Birgit Schäbler geleiteten Panel versammelt hatten. Globalhistoriker und Spezialisten außereuropäischer Geschichte zeigten sich sowohl im Vortragsteil als auch in der lebhaften Diskussion zum Gespräch über gemeinsame Aufgaben und Zielsetzungen bereit. Die Prozesse der Globalisierung, so das allgemeine Einvernehmen, machen eine Kooperation zwischen Globalgeschichte und Area Studies unbedingt erforderlich: nicht nur gelte es über die Sprach- und Regionalkompetenzen der AußereuropahistorikerInnen andere Kulturen in historische Erzählungen zu integrieren, sondern insbesondere wirkmächtigen Traditionen einer auf Europa zentrierten Geschichte entgegenzuwirken. Die gemeinsame Programmatik war also klar. Was aber war dann das grundlegende Problem, das jene Gruppe von Wissenschaftlern in Leipzig zusammenführte?

Eine erste Antwort auf diese Frage gab Birgit Schäbler, die zunächst die Problematik aus der Perspektive der Außereuropäischen Geschichte an deutschen Hochschulen mit einer sehr geringen Zahl an Lehrstühlen sowie in einem grundsätzlichen Sinne darlegte. Mit dem Beispiel der *area history* (in ihrem Falle als Teil der Middle East Area Studies in den USA) zeigte sie ein „worst case sce-

nario“ dessen auf, was der *area history* geschehen kann: Da Area Studies in Krisensituationen, wie dem 11. September 2001, in besonderem Maße unter den Verdacht des Staatsverrats zugunsten der von ihnen untersuchten Regionen gerieten, sich andererseits in der Tat unangemessenen Generalisierungen und hegemonialen Deutungsentwürfen widersetzen, seien sie gegenwärtig besonders stark politisch motivierten Eingriffen und einer institutionellen Verdrängung durch eine wachsende Globalgeschichte ausgesetzt. Schäbler warnte auch davor, die jüngsten kulturhistorischen Innovationen in den Deutungen außereuropäischer Geschichte bereits jetzt durch eine globale Wirtschaftsgeschichte zu ersetzen. Gerade von den *area histories* – so das abschließende Fazit – seien gegenwärtig die effektivsten Beiträge der wohl wichtigsten Zielstellung und Herausforderung zu erwarten: Europa in einer neuen transnationalen Geschichte zu provinzialisieren.

Dass Globalgeschichte weit mehr sein kann, als die einseitig zentrierte Deutung der Welt, machte Sven Beckert (Harvard) mit dem Vortrag „Practicing Global History“ deutlich, der zunächst eine Ausdifferenzierung des globalgeschichtlichen Arbeitsfeldes in fünf prominente Richtungen bot. An dem von ihm favorisierten Ansatz, globale Verbindungen und vergleichende Analyse zu verbinden, diskutierte er überzeugend intellektuelle wie praktische Vor- und Nachteile. So sei es sowohl aus intellektuellen Überlegungen heraus wenig überzeugend, einen Staat ohne seine grenzüberschreitenden Bedingungen und Beziehungen zu begreifen, als auch aus alltäglichen Erfahrungen, wie er am Beispiel von Konsumgütern aufzeigte. Auf der anderen Seite sei allerdings zu bedenken, dass eine solche Globalgeschichte zahlreiche Regionen zu berücksichtigen, hohe Sprachbarrieren zu überwinden habe und nicht zuletzt erneut westliche Universitäten und Wissenschaftler privilegiere, indem solche Forschungen mit erheblichen Kosten verbunden seien. Globalgeschichte bleibe deshalb unbedingt auf das Wissen der Area Studies angewiesen, ohne die sie nur allzu leicht der Gefahr einer westlichen Zentrierung und Marginalisierung anderer Regionen ausgeliefert sei. Als Alternative schlug Beckert eine transnationale Geschichte vor, problematisierte aber auch, dass es sich hier nicht um einen von allen Ländern geteilten Wunsch handele.

Patrick Manning (Boston) lieferte die praktische Unterfütterung der beiden vorangegangenen Beiträge, in dem er nach einer kurzen Diskussion der Begriffe „World History“, „Global Studies“, „Area Studies“ und „Global History“ einerseits auf die Umsetzung lokaler und globaler Fragestellungen in seinem Phd-Programm einging, andererseits am Beispiel des von ihm mitbegründeten World History Network zeigte, wie die weltweite Zusammenarbeit von Individuen und Institutionen in Forschung und Lehre organisiert werden kann. Das neue Internetportal solle dabei keineswegs nur eine weitere elektronische Plattform bilden, sondern Forschenden und Lehrenden zugleich ein Instrumentarium an die Hand geben, um Wissensbestände zu einer kritischen Interpretation globaler Vergangenheit zusammenzuführen.

Unter dem Titel „’The World in One Country’: South Africa – Special Case or Prototype of Modern Racism?“ legte Christoph Marx (Essen) am Beispiel des südafrikanischen Rassismus nahe, dass historische Phänomene in letzter Instanz durch ihren lokalen Kontext und die vergleichende Analyse zu erklären seien. In einem ersten Schritt macht er deutlich, welche Aspekte des südafrikanischen Rassismus mit jeweils unterschiedlichen Konzeptionen des Lokalen und Globalen

sichtbar würden bzw. aus dem Blickfeld gerieten. An der gewählten Fallstudie zeigt er auf, dass die Einführung der Apartheid in den 30er Jahren primär durch die politische Kultur der Siedler – d. h. auf der Deutungs- und Vorstellungsebene – und über die Analyseeinheit der Farm als Hauptlaboratorium rassistischer Praktik und Unterdrückung zu erklären sei: Die Apartheid sei nicht durch ein ‚zu wenig‘ an Integration, sondern in jenem Moment eingeführt worden, in dem weiße Siedler durch eine bereits laufende Integration vor dem Hintergrund großer Wirtschaftskrisen ihre Privilegien nicht mehr anders zu sichern sahen. Rassismus, so erweiterte Marx den lokalen Befund auf einer theoretischen Ebene, scheine also immer dann artikuliert und in das Gerüst einer Ideologie gebracht zu werden, wenn sich die soziale und ökonomische Integration bereits vollziehe bzw. von Menschen derart wahrgenommen werde, und sei in diesem Sinne als defensive Ideologie in Abwehr gegen die Gefährdung eigener Privilegien zu verstehen. Solange jene Privilegien hingegen als selbstverständlich wahrgenommen würden, werde man keinen Rassismus in Form einer Ideologie finden. Es ist also das Lokale, das hier theoriebildend wirkt, nicht das Globale.

Einen ambitionierten Versuch, das Konkurrenzverhältnis zwischen Globalgeschichte und Area Studies erkenntnistheoretisch aufzulösen, lieferte Angelika Epple (Berlin). In ihrem Vortrag „Koelner chocolate goes global“ schlug sie vor, die hermeneutische Frage nach ‚Teil‘ und ‚Ganzem‘ derart (neu) zu beantworten, dass sie nicht bereits eine Unter- oder Überordnung einer beider Disziplinen impliziere. Vielmehr seien beide Arbeitsfelder als gleichberechtigte ‚Teile‘ historischer Forschung zu konzipieren, die erst zusammen ein ‚Ganzes‘ ergäben. Am Beispiel der Geschichte der Schokoladenfabrik Gebrüder Stollwerck führte sie schließlich vor, wie eine „Mikrogeschichte der Globalisierung“ sowohl wachsende Homogenisierungstendenzen als auch die Ausbildung feiner lokaler Differenzen kultureller Deutungen in den Blick bekommen könne.

Eingeführt durch den systematisierenden Kommentar von Barbara Potthast (Köln), die die angesprochene Themenvielfalt auf drei Problemherde – intellektuell-theoretische Fragen, (finanzielle) Praktikabilität und politische Implikationen einer revitalisierten Globalgeschichte – brachte, machte die anschließende lebhaft Diskussion insgesamt deutlich, dass eine Kooperation durchaus gewünscht ist, um Europa im Sinne Chakrabartys zu provinzialisieren. Dennoch ließen sich Ängste und gegenseitiges Misstrauen nicht völlig aus der Welt und Diskussion räumen. Wenig sinnvoll schien es hierbei zu sein, den Ängsten durch den Vorschlag zu begegnen, beide Arbeitsfelder schlicht unter dem gemeinsamen Label ‚Geschichte‘ zusammenzufassen. Anschlussfähiger dürfte hingegen der von Angelika Epple unternommene Versuch sein, eine Zusammenarbeit durch eine erkenntnistheoretische Gleichberechtigung zu fundieren. Von hier aus dürften dann Wege zu finden sein, die weg von einer Dichotomisierung in global/ theoretisch versus lokal/ empirisch führen und sich auch institutionell auf eine gemeinsame Koalition gegen die Nationalisierung von Geschichte konzentrieren. Beachten sollten beide Arbeitsfelder hierbei, dass die Menschen – ob „normale“ Bevölkerung, Kolonisierte oder Frauen – nicht aus dem Blickfeld der Forschung verschwinden. Dadurch könnte am ehesten gesichert sein, einem Rückfall in hegemoniale Deutungen der Welt entgegenzuwirken.

Panel 7: Transferts Culturels and Cultural Encounters

Convener: *Michel Espagne (Paris)*

Bericht: *Maria Hidvegi*

Purpose: Since the mid-1980s the investigation of cultural transfers, starting out from France, has increased in Europe. As distinguished from traditional histories of cultural relationships and abandoning diffusionism, the concept focuses on the motives of adopting and incorporating alien cultural elements. In the Anglo-Saxon area, the enquiry into cultural encounters has been established from different points of departure as the core of a renewed world history. The contributions of this panel will pursue the problem of what correspondence in method and what differences exist between the two approaches and what will be their contribution to analyzing the growing connectivity in a proceeding globalization.

Ziel dieses Panels war es, methodische Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen den beiden Untersuchungsverfahren der Kulturtransferforschung und der Behandlung kultureller Begegnungen innerhalb der neueren Weltgeschichtsschreibung zu klären und einen Beitrag dieser Verfahren zur Analyse der wachsenden Konnektivität im Zuge einer voranschreitenden Globalisierung zu leisten.

Espagne eröffnete das Panel mit Überlegungen zu „Kulturtransfer und Globalgeschichte – Die Frage der Mitte“. Zuerst wurde der Begriff des Kulturtransfers als eine Dynamik, ein Austausch von Kulturgütern zwischen Kulturräumen festgelegt. Dabei wurden die entscheidende Rolle des Aufnahmekontextes und die der Vermittler zwischen mehreren Kulturräumen hervorgehoben, denen von den Historikern größere Beachtung beigemessen werden sollte. Die Kulturtransferforschung kann dabei mit der Untersuchung mikrologischer Verkettungen und Verflechtungen zum globalen Horizont der Geschichtsschreibung beitragen. Die Untersuchung der ‚metissages‘ wurde als ein Konvergenzpunkt der Kulturtransferforschung und der Globalgeschichte aufgefaßt. Als Probleme der Globalgeschichte wurden einerseits die Vielfalt der Definitionen der Globalgeschichte angeführt, andererseits die Probleme der beiden Auffassungen der Globalgeschichtsschreibung (lückenlose Gesamtdarstellung oder exemplarische Öffnungen) erörtert. Die durch die erste Version entstandene Gefahr der heimlichen Theologisierung könnte durch die Einbeziehung anderer Disziplinen, wie Wirtschaft, Geographie oder Anthropologie als Leitfäden zur Gesamtdarstellung, d. h. Gesamterklärung eingeschränkt werden. Zur Frage des Perspektivenzentrums wurde festgestellt, dass es in der Geschichtsschreibung eine große Zahl von „Zentren“ gebe, trotzdem entwickelte sich grob gesagt nur in Europa eine Universalgeschichtsschreibung. Darum lässt sich fragen, inwieweit die Universalgeschichte eine Projektion dieser europäischen Gattung ist. Auch die Entstehungsgeschichte und die Legitimität des postulierten Perspektivenzentrums sollte hinterfragt werden. Der Vortragende kam zu der Schlußfolgerung, dass, wenn die Globalgeschichte die von ihr bezogene Perspektive historisch dekonstruiert, die Mitte also als einen auf Widerruf ausgewählten Punkt versteht, sie mit der Transferforschung in Einklang zu bringen ist. Wenn man aber die Vielfalt der Perspektiven und der Mittelpositionen voraussetzt, muss man sich eine netzwerkartige Konstellation von Zentren vorstellen, die in einer Kettenreaktion einander ablösen oder neu interpretieren. Kulturtransferforschungen und die Globalgeschichte könnten miteinander fruchtbar vereint werden, um die Konstruktion von

historischen Zentren auf der Grundlage von Aneignungsmechanismen und Importen nachzuzeichnen.

Michael Geyer (Chicago) schloss hier mit seinem Vortrag „'Develop-Man' – Variations on a Theme by Marshall Sahlins“ an. Zu Beginn wurde das Publikum auf den Gegensatz zwischen den Auffassungen heutiger Historiker über die Homogenisierung der globalen Kultur aufmerksam gemacht. Zur ungelösten Frage der globalen Homogenisierung innerhalb der modernen Redifferenzierung kultureller Stile und Lebensführung führte Geyer einige Ansätze an. Marshall Sahlins' Werk (Develop, Man!) wurde als Beispiel dafür zitiert, was passiert, wenn Makrokonzepte, wie Entwicklung, Industrialisierung etc. in politisch und wirtschaftlich völlig andere Gesellschaften, in dem speziellen Fall nach Neu-Guinea kommen. Was passiert, wenn Medien die eigenen sozialen Verhältnisse aufbauen oder stärken? Eine Möglichkeit ist, dass eine Retraditionalisierung in der Modernisierung erfolgt, die aber nicht als eine Übernahme, eine Adaption, sondern nur als ein Mimikri zu verstehen ist. Danach führte Geyer zum Modell des Synkretismus zwei Beispiele an. Als moderne imperiale Praxis wurde die global ausgerichtete Produktion in Hollywood ins Auge gefasst und gefragt, ob das die Welt nicht in der von Bayly beschriebenen Art und Weise homogenisiert habe. Während Geyer einerseits die heutzutage im Vergleich zum amerikanischen und europäischen Filmemachen synchrone Entwicklung der ostasiatischen und indischen Filmproduktion hervorhob, verwies er andererseits auf den Ansatz des „modern vernacular“ von Miriam Hansen und unterstrich, dass sich unterhalb der dominanten Hollywood-Kultur eine vernakulare, urbane Kultur ausbildet, die die Sprache der modernen Hollywood-Kultur inflektiert, aber überkulturelle Differenzen mit aufnimmt. Geyer schlussfolgerte, dass das Filmemachen und -präsentieren heute neue kulturelle Verbindungen schaffe. Der Begriff der *vernacular modernity* ist eine Möglichkeit, dieses Phänomen zu artikulieren, das heute häufig als Hybridität angesprochen wird.

Ulrike Lindner (München) äußerte in „Histoire croisée als Ansatz in der Kolonialgeschichte – die gegenseitige Wahrnehmung kolonialer Praktiken im deutschen Kaiserreich und britischen Empire“ methodische Überlegungen zu ihrem transnational angelegten Forschungsprojekt, welches sich mit kolonialen Herrschaftspraktiken und dem Wandel der Selbstwahrnehmung der Mutterländer als kolonisierende Nation beschäftigt und präsentierte vorläufige Ergebnisse. Als Hintergrund für die Untersuchung dienen die benachbarten deutschen und englischen Kolonien auf dem afrikanischen Kontinent ca. 1884-1918. Die Rezeption und Wahrnehmung kolonialer Praktiken wird im Sinne einer Verflechtungsgeschichte bearbeitet: Interaktionen zwischen Mutterländern und Kolonien (sowohl die eigenen als auch die jeweils anderen) und zwischen der beiden Metropolen werden so untersucht, dass die Überschneidungen, Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen in den Vordergrund gestellt werden, sowie für jede Fragestellung und jedes Problem mindestens zwei Blickwinkel berücksichtigt werden. Mithilfe dieses Ansatzes sollen nicht nur die vielfältigen Verflechtungen und die gegenseitigen Beeinflussungen zwischen Mutterland und Kolonie genauer bestimmt werden, sondern auch ein europäischer „imperialer Konsens“ kolonialer Praktiken nachgezeichnet werden. Konkret werden diplomatische und administrative Praktiken, militärische und politische Unterdrückungsmechanismen, Körperkonzepte und koloniales Wissen, gemischte deutsch-britische Elite von einem neuen Blickwinkel analysiert.

In der anschließenden Diskussion wurde erstens nach dem Verhältnis von Mitte und Peripherie im Falle des Panslavismus gefragt, was als eine Verknüpfung von Sprachwissenschaft und politischer Legitimierung der Herrschaft über Territorien mit slawischsprachiger Bevölkerung beantwortet wurde. Anstatt der „Einbahnstraße“ (von den USA und Europa nach Asien) beim Lernen des Filmmachens wurde Michael Geyer die Idee der untereinander netzwerkartig wirkenden kreativen Milieus der Länder vorgeschlagen, die wiederum vom Vortragenden wegen mangelnder oder mindestens sehr beschränkter Rezeption ostasiatischer Thematik, Techniken etc. zugunsten der Existenz eines stark westlich geprägten kreativen Milieu zurückgewiesen wurde. Auf die Frage über die Positionierung der Aufklärungshistoriker antwortete Michel Espagne, dass sie die ganze Welt als Gegenstand betrachtet hätten. Ihr besonderes Verdienst wäre die Globalisierung des historischen Denkens durch die schrittweise Einbeziehung der Nachbarländer und weiterer Gebieten in die Geschichtsschreibung.

Anschließend erörterte Antonis Liakos (Athen) „The canon of history and the strategies of response. The transplantation of history“. Anfangs wurden Weltgeschichten als Ergebnisse einer vereinheitlichten Weltanschauung und einer Methode der Untersuchung und Darstellung der Vergangenheit definiert, die im 17. und 19. Jahrhundert in Europa entwickelt und im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert von Europa mithilfe von Kolonialisierung und Nationalstaatsbildung exportiert wurden. Diese Transplantation der Weltgeschichte wurde in den bisherigen Forschungen von ihren methodologischen Konsequenzen und ihrer Einflüsse auf die Nationenbildung und auf die nationalen Geschichtsschreibungen her untersucht. Liakos hebt aber hervor, dass innerhalb dieser Methode für die Beschreibung der Vergangenheit ein auf der hierarchischen Betrachtung von Nationen und Zivilisationen beruhender, die Machtverhältnisse des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts widerspiegelnder Kanon der Weltgeschichte angeboten wurde. Die Geschichte der Nichteuropäer wurde als der negative Abdruck der linearen Entwicklungslinie der modernen westlichen Zivilisation dargestellt, institutionalisiert in Disziplinen wie Orientalismus, Indologie oder Area Studies. Vier Strategien konnten identifiziert werden, wie die außereuropäischen Historiker mit dem Angebot des Kanons und mit dem für ihre Nation darin vorgeschriebenen Platze umgegangen sind: 1. Adaptierung der nationalen Narrative in den europäischen Kanon („adaptation“), d. h. Neuordnung der historischen Zeit und Erfindung einer klassischen Vergangenheit, einer mittleren Periode und eines Neuanfangs. 2. negative Wahrnehmung der Unterschiede, „negatives Bewusstsein“ („differences negative consciousness“). Dieses negative Bewusstsein ist dadurch determiniert, was dessen Subjekt nicht ist. 3. „Verschwundene/ transformierte Unterschiede“ („sublimated differences“), d. h. die Unterschiede vom Kanon der europäischen Geschichte werden als Werte betrachtet und die europäische Konzeption der Modernisierung wird nicht akzeptiert, siehe den historischen Revisionismus in der arabisch-islamischen Welt. 4. Alternative Äquivalenz („alternative equivalence“), d. h. die Konstruktion eines alternativen Universums außerhalb der vorgegebenen Machtverhältnisse (China, Japan). Der Vortragende plädierte für die Wahrnehmung dieses inneren Druckes in der Globalgeschichte und für die Einbeziehung der Antwort osteuropäischer Historiker auf den Kanon in diesen Diskursen.

Dirk van Laak (Jena) machte in seinem Vortrag „Auf den Hochstraßen des Wirtschaftsverkehrs. Zur europäischen Ideologie der ‚Erschließung‘“ darauf aufmerksam, dass eines der großen Themen der Weltgeschichte, die Frage nach dem Aufstieg des Westens hin zur weltweiten Hegemonie, den zugrunde liegenden kognitiven und technischen Infrastrukturen sowie der begleitenden, von technokratischen Haltungen geprägten Hintergrundideologie der Erschließung, in der Geschichtsschreibung noch nicht hinreichend profiliert sei. Die auf der wissenschaftlichen und technologischen Überlegenheit basierende, spezifisch europäische Mission in Übersee bedeutete eine extensive Erkundung, Erschließung und möglichst intensive Bewirtschaftung von Räumen, die der europäischen Perspektive auf Wertschöpfung, Mehrwert, Leistung und Arbeitsteilung unterworfen und vorerst zum Nutzen der eigenen Nation in die Weltwirtschaft integriert wurden. Spätestens um 1900 war der Systemcharakter des „Weltverkehrs“ unübersehbar geworden, der die Zukunft maßgeblich bestimmen würde und dem gegenüber sich keiner mehr passiv verhalten konnte. Der Gedanke der „Erschließung“ wies alle Elemente einer Ideologie auf: Welterklärungspotential, geschichtsphilosophische Grundierung, fortgesetzte Bestätigung durch Erfolge. Mit Hilfe der „weltwirtschaftlichen Hochstraßen“ (Arthur Dix, 1901) ist der moderne „homo sapiens“ befähigt, alle Teile der Erde zu erschließen und zu unterwerfen, eine Weltmachtspolitik zu betreiben. Wie es von Denkern in den Kolonien festgestellt wurde, bewiesen sich die als Lehrplan der Integration gedachten Infrastrukturen als die machtvollsten und alltagspraktisch bedeutsamsten Kräfte historischer Wandlung und Beharrung. Dirk van Laak beendete seinen Vortrag mit Analogien zwischen dem ausgehenden 19. und dem beginnenden 21. Jahrhundert und mit Fragen nach dem Erbe der Epoche der forcierten Erschließung der Welt. Etwa, wie die Übertragungen früherer „Zivilisierungsmissionen“ in andere Terminologien wie „Entwicklungshilfe“ transferiert wurde oder die Überzeugung, dass technische Infrastrukturen und westliche Wissenschaft etwas unhinterfragt Wünschenswertes sind und mit deren Hilfe sich wirtschaftliche, technische und soziale Problemlagen auf einen Schlag lösen lassen.

Aus der anschließenden lebhaften Diskussion sei vor allem ein zentraler Punkt aufgegriffen. Von Antonis Liakos wurde der Vorschlag gemacht, in seinen Forschungen die Rollen zu wechseln, d. h. den Westen als *reactor* und die anderen Teile der Welt als *agency* zu betrachten. Er wies darauf hin, dass die Globalisierung nur so erfolgreich werden konnte, weil sie von nicht-westlichen Gesellschaften enthusiastisch übernommen wird, besonders die technologischen Elemente. Dirk van Laak unterstützte die Bemerkung mit dem Hinweis auf das Vertrauen in Sachlichkeit, Sachgerechtigkeit, auf den jedem zu gute kommenden Technokratismus, auf den oft zu erlebenden Ruf nach Expertengremien als machtvolle Alternative des politischen Denkens.

Panel 8: Which Concepts do we Use for Writing Transnational History?

Conveners: *Monica Junej (Delhi/ Hannover), Margrit Pernau (Bielefeld)*
Bericht: *Pascal Pilgram*

Purpose: This panel tries, by dialogue with neighboring disciplines, to stimulate an expansion in method for historiography. The problem is addressed of what concepts permit a historically adequate transcendence of the boundaries between Europe and the extra-European world. How can a double self-reflexivity be operationalized to make possible the incorporation into historiography of the modes of limitation and describing the other in more than one culture? Where are the limits of such a procedure? What implications will it have for the conceptual expansion of a historiography that has so far been based exclusively on European experience?

Die Zielstellung des Panels, eine methodische Erweiterung der Geschichtswissenschaft anzuregen, stellte sowohl eine ambitionierte als auch problematische Herausforderung dar. Die transdisziplinäre Zusammensetzung des Panels erwies sich dafür als fruchtbar und versprach eine äußerst anregende Diskussion. Denn nur so konnte dem Gegenstand Rechnung getragen werden, nach Begriffen zu fragen, die „die Grenzen zwischen Europa und der außereuropäischen Welt historiographisch adäquat zu transzendieren“ vermögen.

Globale Geschichte erstreckt sich über eine Vielfalt von kulturellen Sinnordnungen und Sprachen. Dies verlangt einen gemeinsamen Rahmen als Bedingung der Möglichkeit für gemeinsame Fragestellungen und Begriffe. Aber wie kann über zwei oder mehr Kulturen in einer einzigen Sprache gesprochen werden? In ihrem einleitenden Vortrag „Bürger mit Turban? Transkulturelle Geschichte und das Problem der universalen Begriffe“ forderte Margrit Pernau eine Annäherung an das Fremde, durch ein In-Beziehung-Setzen zum Bekannten. Dabei sollen nicht eurozentristisch, sondern in gemeinsamen Beziehungsrahmen Ähnlichkeiten ebenso zur Geltung gebracht werden wie auch die Unterschiede. Die eigentliche Erklärungsarbeit zielt einerseits darauf ab, „das Fremde aus seinem eigenen Bedeutungshorizont zu erklären“ und andererseits müsse verhindert werden, „dass das Fremde dadurch aus dem gemeinsamen Begriffshorizont ausgeschlossen und damit in seiner Fremdheit festgeschrieben wird“. Entlang eines Exkurses in die indische Bürgertumsforschung machte sie am Beispiel des Maulawi Muhammad Zakaullah (1832-1910), „des Mannes mit dem Turban“, diesen Sachverhalt deutlich. Es ging Pernau darum, „einen Weg zu eröffnen, an dessen Ende wir mit dem Begriff ‚Bürger‘ nicht nur das Bild des Herrn im Gehrock und mit Vatemörder verbinden, sondern eben auch die Assoziationen an einen ‚Bürger mit Turban‘“. Zwischen den indischen *ashraf* und den europäischen Bürgern würde sich ein Rahmen aufspannen lassen, in dem sie gemeinsam untersucht werden: Das Fremde wird weder exotisiert noch angeeignet, sondern vielmehr werden dessen Einflüsse, Parallelen und Unterschiede herausgearbeitet.

Die Problematik der Übersetzung und Begrifflichkeit zwischen den Kulturen machte Monica Juneja in ihrem Vortrag über „Religiöse Identitäten in transnation-

aler Sicht – Überlegungen zu einer begrifflichen Erweiterung der Geschichtswissenschaft“ am Beispiel einer Fallstudie zur ersten protestantischen Mission in Indien (1706 - ca. 1850) deutlich. Sie eigne sich für die Erörterung von Prozessen der Repräsentation fremder Kulturen und der für die Geschichte der Verflechtung von Weltreligionen und -kulturen verwendeten Begrifflichkeiten. Im zweiten Teil ihres Vortrages problematisierte Juneja die „Konflikte um die Deutungsmacht über das Fremde, die aus dem Übersetzungsprozess entstanden sind“, um im Anschluss nach den Implikationen zu fragen, welche sie für Begrifflichkeiten haben, mit denen heute die Geschichte transnationaler Verflechtung geschrieben werden könne. Juneja plädierte für die Neukonfiguration von Begriffen „im Rahmen einer transkulturellen Sichtweise auf die Geschichte“.

Beide Referentinnen arbeiteten in ihren einleitenden Vorträgen die Notwendigkeit transkultureller Geschichte und eines Bezugsrahmens für gemeinsame Begriffe heraus. Dass dieses Ziel aber schwerlich zu erreichen ist, unterstrich Martin Fuchs (Canterbury/ Christchurch) in seinem Beitrag „Interaktion statt Repräsentation: Interkulturelle Differenz und die Dialogik der Begriffe“. Entlang einer grundsätzlichen Kritik an der Idee der Kontextbindung von Begriffen forderte Fuchs, doch erst einmal „die Voraussetzungen und Hintergrundannahmen der ganzen Fragestellung zu klären“, womit gemeint sei „die Implikationen von Begriffen wie ‚transkulturell‘, ‚Konzept‘, ‚Grenzziehung‘, von ‚Fremdverstehen‘ respektive ‚Fremdrepräsentation‘“ aufzuhellen. Fuchs schlägt vor, Begriffe zu finden, die „keine einheitlichen, überall in gleicher Weise anwendbaren Definitionen“ haben. Vielmehr sollten sie „verschiedene Varianten, Perspektiven und Zugänge“ aufzeigen. Die Verwendung solcher Begriffe habe sich dabei immer „der interaktiven Konstellation“ ebenso bewusst zu sein „wie der Kontextualität von Bedeutungen, der tiefen kulturellen Differenzen“.

Auf die praktische Problematisierung von Semantiken für die Interpretation wies Shingo Shimada (Halle) in seinem Vortrag „Wissenssoziologie der kulturellen Wechselwirkungen“ auf. Unter Verweis auf die Notwendigkeit der Begriffsgeschichte für eine Analyse der Gegenwart, versuchte Shimada zu zeigen, „was eine begriffsgeschichtliche Untersuchung im kulturvergleichenden Kontext“ leisten könne und wie sie sich zum Problem der Hybridität verhält. Am Beispiel von ihm in Japan durchgeführter qualitativer Interviews verdeutlichte er dabei das Problem der Interpretation. Bei der „Suche nach Semantiken als Grundlage der Interpretation“ stellte sich heraus, „dass in der gegenwärtigen japanischen Gesellschaft die vom europäischen Kontext übernommenen Begriffe eine zentrale und unumgängliche Rolle spielen.“ Den Akteuren war dies aber häufig gar nicht bewusst, daraus könne abgeleitet werden, „dass selbst bei einer Behauptung der unverfälschten kulturellen Identität entgegen der Intention solcher Behauptungen hybride Formen der Semantik zu finden sind.“

Als Grundproblem wurden in allen Vorträgen die Schwierigkeiten in der Übersetzbarkeit fremder Sprachen und ihrer Begriffe angesprochen. Willibald Steinmetz (Bielefeld) griff diesen Sachverhalt in seinem abschließenden Kommentar auf. Für die historische Betrachtung, so Steinmetz, können wesentlich drei Übersetzungsprobleme unterschieden werden: „(1) ein synchrones Äquivalenzproblem, (2) ein diachrones Äquivalenzproblem, (3) ein Eurozentrismus- bzw. Modernitätslastigkeitsproblem“. In seiner kritischen Erläuterung wies Steinmetz mit Blick auf die im

Panel gehaltenen Vorträge darauf hin, Europa nicht als „einen allzu homogenen Block“ aufzufassen, sondern die deutlichen Differenzen zwischen europäischen Kulturen und Sprachen selbst zu beachten. Wenn es darum ginge, transnationale übergreifende Begriffe zu finden, dann müssten diese von eurozentrischen oder modernspezifischen Vorannahmen frei sein. Seiner Auffassung nach würden die vorausgesetzten Bedingungen „Teile des gegenwärtig in den Sozial- und Kulturwissenschaften gebräuchlichen Vokabulars“ durchaus erfüllen. Dies sind Begriffe wie „Inklusion und Exklusion“, „Anerkennung“ oder „Diskurs und Performanz“. Ein Vokabular diesen Typus würde „eine Art Meta-Sprache der Sozial- und Kulturwissenschaften, die Differenzen anerkennt, ohne sie zu Essenzen hochzustilisieren“, bereitstellen.

Das Panel zeigte deutlich die Probleme auf, die als Voraussetzung für den Diskurs über Begriffe einer interkulturellen Geschichtsschreibung zu klären sind. Damit sensibilisierte es für Schwierigkeiten, die sich aus einem transkulturellen Rahmen ergeben. Als Ergebnis kann hier festgehalten werden, dass ein Bewusstsein im Sinne eines Prinzipium differenziales notwendig ist. Differenzen werden kurzgeschlossen, ohne sie jedoch zu beseitigen. Begriffe müssen in ihrer Dynamik über einen fortwährenden Dialog gerade zwischen den Disziplinen innerhalb von verschiedenen Kulturen erfasst, dürfen jedoch nicht festgeschrieben werden.

In Bezug auf das von Margrit Pernau in ihrem Vortrag gezeigte Bild „Bürger mit Turban“ sei abschließend noch eine anregend gemeinte Frage gestattet: Kann nicht auch eine Reflexion über das Verhältnis von Begriff und Bild neue Akzente in der Problemstellung setzen? So sind es doch auch und gerade Bilder, die nicht nur die Vorstellung von etwas generieren, sondern zum Ausgangspunkt für Verständigungen jenseits der Kulturgrenzen werden können. Es sind Bilder, die sich für transnationale, kulturübergreifende Episteme eignen, gerade weil sie von der Fixierung wörtlich sanktionierter Botschaften frei sind.

Panel 9: Comparative History, European and World History ¹

Convener: Miroslav Hroch (Prag)

Purpose: Comparison is one of the well established methods of modern historiography. On the way to writing European history understood as part of world history, comparison is even gaining importance for the investigation of inner coherence, convergence or difference between European cases, as well as for the placement of Europe in a world that is characterized by entanglements and similarities but also by serious breaks and differences. The panel will address these questions from the reception of Antiquity in 20th-century conceptions of universal history through the Middle Ages down to the 18th-century history of consumption and the emergence of modern Europe in the 20th century. The translation of the findings into academic teaching will also be discussed.

¹ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Reinhard Blänkner (Frankfurt/Oder), Immanuel Geiss (Bremen), Volker Losemann (Marburg), Jenny Oesterle (Münster), Peer Vries (Leiden) und John E. Wills (San Diego).

Panel 10: World History and Multiculturalism

Convener: *Larry Beaber (Princeton)*

Bericht: *Isabella Löhr*

Purpose: This panel will be chaired by Peter N. Stearns, chair of the AP (Advanced Placement) World History Committee and will include the committee members, Chief Reader, and ETS staff. The panelists will discuss the evolution of the concept of "multiculturalism" in the United States; the "Culture Wars", i.e., the conflicts between various visions as to how to reformulate the school and university curricula to better reflect both the makeup of the U.S. population; the evolving position of the U.S. vis-à-vis other countries in the world; and a discussion of the tensions that exist between the need to teach U.S. national history and at the same time to give adequate classroom time to the role of the United States in world history; and the role of world history in a multicultural society. In addition, the panelists will discuss the competition that exists among the various United States ethnic histories and world history for "time and space" in both the secondary and the college curricula. The panelists will encourage the audience to join the discussion.

Das Panel setzte sich aus Mitgliedern des AP (Advanced Placement) World History Committee zusammen, das seit zehn Jahren ein Curriculum für einen world-history-Kurs entwickelt, das seit nunmehr vier Jahren im Testverfahren ist. Entsprechend widmete sich das Panel den praktischen Herausforderungen, vor denen der Entwurf von world-history-Kursen für High Schools und Colleges steht.

Wie Peter N. Stearns in seinem eröffnenden Beitrag erläuterte, können Kurse zur Weltgeschichte an amerikanischen High Schools und Colleges das Thema Multikulturalismus überhaupt nicht aussparen, weil ausgeprägte Migrationsbewegungen in den USA eine multikulturell zusammengesetzte Studentenschaft hervorgebracht haben, die zu einer Vielfalt von sozio-kulturell verschiedenen Biographien der Schüler und Studenten führen, die in den world-history-Kursen Beachtung einfordern. Auch wenn Stearns die Hoffnung formulierte, dass gerade deswegen world-history-Kurse zum Ort werden könnten, eine junge, ethnisch gemischte Generation von Amerikanern miteinander über ihre sozialen und kulturellen Hintergründe ins Gespräch zu bringen, hob er deutlich die Probleme dieser Kurse hervor: Erstens sind westliche Narrative oftmals dominant; zweitens werden genau diese Narrative oft Gegenstand grundsätzlicher Kontroversen im Unterricht, sodass man fragen könnte, inwieweit es dennoch eine Standardisierung braucht, um überhaupt eine Gesprächsgrundlage zu schaffen; drittens, so Stearns, steht das Reden über und Unterrichten von Weltgeschichte unter einem Imperativ politischer Korrektheit, der einen kritischen Zugang zu Weltgeschichte erschwert und viertens wies Stearns schließlich auf das Problem hin, dass multikulturelle Klassenräume zwar eine Herausforderung für world-history-Kurse, zunächst aber nur eine Phänomenbeschreibung sind, die noch keinen Rahmen für die Strukturierung von Weltgeschichte bereit stellt.

Daran anknüpfend berichtete Alan Karras (University of California, Berkeley) über den Unterricht von Weltgeschichte an seiner Universität. Sie wird dort zugunsten der „Western Civ“-Kurse nur spärlich unterrichtet, weil eine große Skepsis gegenüber der Methodik und den Inhalten bzw. den curricularen Auswahlkriterien für Weltgeschichtskurse herrscht. Karras argumentierte dagegen für eine un-

bedingte Aufnahme von Weltgeschichte in die Lehrpläne, weniger aufgrund der Wissensvermittlung, sondern weil Weltgeschichte ein Orientierungswissen für individuelles Verhalten schaffe, das für den Umgang mit anderen Bevölkerungsgruppen und Kulturen sensibilisiere. Zudem würde die Ausbildung auf diesem Weg auch dem hohen Prozentsatz von Studenten nicht-amerikanischer Herkunft an den US-amerikanischen Universitäten inhaltlich Anerkennung zollen.

Dorothea Martin (Appalachian State University, Boone, North Carolina) stellte in ihrem Beitrag genau die entgegen gesetzte Frage: wie unterrichtet man Weltgeschichte an einer Universität in der amerikanischen Provinz, deren Studenten aus einem sehr homogenen Umfeld mit geschlossenen, zumeist sehr religiös geprägten Weltbildern stammen? Hier, so Martin, herrsche die Gefahr, dass Weltgeschichte schnell in das Narrativ ‚the west and the rest‘ einmünde. Während Karras auf die Dringlichkeit hinwies, die Universität als Institution für die sozial und kulturell unterschiedliche Herkunft ihrer Studenten zu sensibilisieren, betonte Martin, dass den world-history-Kursen an ihrer Universität eher die Rolle zukommt, den Studenten den eigenen sozialen und kulturellen Hintergrund als solchen überhaupt erst verständlich zu machen, indem sie lernen ihn kritisch zu reflektieren. Vor diesem Hintergrund formulierte Dorothea Martin als Herausforderung für world-history-Kurse, dass sie stärker mit individuellen Lebens- und Familiengeschichten der Studenten verknüpft werden sollten, um auf diesem Weg Weltgeschichte für die Studenten begreifbar zu machen.

Monica Bond-Lamberty (James Madison High School, Madison, Wisconsin) gab einen Einblick in den Unterricht von Weltgeschichte an High Schools. Stärker noch als beim Beispiel Berkeley sind in den Klassen in der Regel alle Weltregionen vertreten (Bond-Lamberty sprach von Schülern mit ca. 30% afroamerikanischem, 20% asiatischem, 10% europäischem und 20% lateinamerikanischem Hintergrund). Das bedeutet für die Kurse, dass sie nicht auf einen gemeinsamen Nenner im Sinne eines vergleichbaren Vorwissens, Vokabulars oder Wertesystems der Schüler vertrauen können, so dass sie stärker noch als die College-Ausbildung mit der Auswahl und Strukturierung des Curriculums konfrontiert sind. Innerhalb von 32 Wochen wird Weltgeschichte entweder 8000 v. Chr. beginnend oder, in einem zweiten, weiter verbreiteten Modell, 1500 v. Chr. beginnend chronologisch und alle Weltregionen einschließlich abgehandelt. Um dieses Unternehmen überhaupt bewältigen zu können, wird der Schwerpunkt auf große Entwicklungslinien und politische Systeme gelegt. Wenngleich in den Kursen ein großer Erklärungsbedarf und die Notwendigkeit einer permanenten und auch vorsichtigen Verständigung über Begriffe und Inhalte besteht, regen die Kurse trotzdem, so Bond-Lamberty, oftmals eine intensive Auseinandersetzung zwischen den Schülern an, die über die Kursinhalte in ein Gespräch über ihre unterschiedliche Sozialisation und Herkunft kommen.

Entsprechend dem mehrfachen Hinweis, dass den world-history-Kursen an High Schools und Colleges oft eine Vermittlungsrolle zwischen verschiedenen kulturellen Hintergründen der Schüler und Studenten zukommt, tauchte in der Diskussion die Frage auf, worin der Unterschied dieser Kurse zu einem Training interkultureller Kompetenz liegt. Die Referenten bejahten eine gewisse Nähe und hoben die besondere Leistung der world-history-Kurse hervor, den Studenten eine kritische Distanz und Reflektion über ihren eigenen gesellschaftlichen Hintergrund nahe zu

bringen. Die Hauptlast liege dabei auf dem Unterrichten selbst, weil weniger die Vermittlung historischer Narrative vordergründig sein sollte, als vielmehr die Ausbildung eines problemorientierten, analytischen und komparativen Denkens an ausgewählten Beispielen. Die Wahl der Themen, so die Referenten, sollte dabei entwicklungspsychologische Erkenntnisse einbeziehen und auf ein Curriculum hinführen, das für die jeweiligen Ausbildungsbedürfnissen (High School, Lehrerbildung etc.) spezifisch entworfen wird.

Panel 11: Conceptualizing the World: Perspectives from Education, History, Area Studies and Sociology

Convener: *Hanna Schissler (Braunschweig)*

Bericht: *Steffi Franke*

Purpose: If the old ways of making sense of the world, and especially if national history as a "container model" will no longer suffice because the world itself has changed dramatically, we must think about more appropriate, or simply more helpful ways of learning about this changing world and our place in it. History itself has provided striking arguments to broaden contexts and to develop models for a better understanding of the world at large. The globalizing world on the one hand deepens integration and on the other proliferates difference. In the end there is "one world" indeed, but not a world where everybody has adjusted to the same standards of modernity, but a fragmented world along new lines of inequality and difference. Centers and peripheries determine life chances on local and global levels. Resulting from these processes is a dramatic change in the notion of historical time and a process of "de-centering" individual life trajectories. This panel explores how different fields of knowledge production and of politics reflect upon these issues.

Im Zentrum dieses Panels stand die Bereitstellung und Vermittelbarkeit historischen Wissens über Globalisierungsprozesse und weltgeschichtliche Themen vor allem in der schulischen Bildung. Ausgehend von einer Analyse und Problembestimmung der Globalisierung wurde den daraus resultierenden Herausforderungen an die Wissensproduktion und die Konzeption von dessen Vermittlung nachgegangen. Darüber hinaus wurde nicht nur die Frage nach den Fachkompetenzen, sondern auch nach den sozialen, emotionalen und Problemlösungskompetenzen gestellt, deren Vermittlung eine bedeutende Rolle in einer auf globalisierungstheoretische Problemstellungen ausgerichteten Geschichts- und politischen Bildung stehen sollen.

Einleitend beschrieb Hanna Schissler die globalgeschichtlichen Herausforderungen, mit denen die schulische Bildung im Geschichtsunterricht und seinen angrenzenden Fächern konfrontiert ist. Der Prozess der Globalisierung erzeuge negative und positive Effekte, bedeute Integration und Ausgrenzung gleichermaßen. Er sei gekennzeichnet von der paradoxen Gleichzeitigkeit einer (re-) fragmentierten und zusammenwachsenden Welt mit multiplen Modernen. Freiheit und Desorientierung stünden nebeneinander und setzten das Individuum einer wachsenden Ambiguität und Kontingenz aus. Die sich daraus ergebende verschärfte Krise der Wertorien-

tierung münde in progressive und destruktive Prozesse der Formulierung von Normen, in die Einübung von Toleranz und das Ausbrechen von *culture wars* gleichzeitig. Diesen Herausforderungen müssten sich Lehrer und Ausbilder stellen. Erstens müssten sie dazu beitragen, bei ihren Schülern ein globales Bewusstsein zu entwickeln, das den paradoxen, gleichzeitigen und verflochtenen Prozessen der Globalisierung Rechnung trage. Dazu müssten sie ihrerseits ein Bewusstsein für die globalen Differenzierungen entwickeln und einen Beitrag zur Integration der postmodernen Fragmentierungen auf einem nächst höheren Niveau leisten. Schissler sprach dabei von einem Weltethos. Zum zweiten müssten Lehrer die postmodernen Paradoxien und Zwiespältigkeiten selbst aushalten und steuern lernen und Instrumente für ihre Handhabung weitervermitteln. Drittens sei das Ziel der Vermittlung von Weltorientierung die Minderung der destruktiven Effekte der Globalisierung durch die Bereitstellung von Instrumenten zum Umgang mit ihren Paradoxien.

Die Sektion umfasste weitere drei Vorträge. Renate Bridenthal von der City University of New York stellte zum einen das Konzept der *worldization* am Beispiel Deutschlands vor, das sie in ihrem Forschungsprojekt „The Heimat abroad“ umfassend bearbeitet hat, und skizzierte ein exemplarisches Curriculum, anhand dessen die deutsche Nationalgeschichte als transnationale und globale Geschichte erzählt und vermittelt werden könne. Im Zentrum stehen hierbei die Migrationsbewegungen, die den Fokus vom nationalstaatlichen Containermodell auf die Interaktion von Gruppen und die daraus resultierende demographische Heterogenität verschieben würden. Zum anderen plädierte sie für eine Weltgeschichtsschreibung, die von den Erkenntnissen und Methoden der Area Studies ausgeht und den Schwerpunkt auf die Brücken zwischen den einzelnen Areas und der Globalgeschichte legt. Als mögliches „Brückenthema“ könnten beispielsweise verschiedene Formen illegaler Wirtschaftsformen wie Schmuggel und Piraterie bearbeitet werden, in dessen Rahmen prekäre Grenzziehungen und Mischformen zwischen staatlichem und nicht-staatlichem Handeln beleuchtet werden können.

Theresa Wobbe (Erfurt) beschrieb die Entwicklung der europäischen Identität im globalen Kontext und betonte, dass die verschiedenen Bedeutungen von Europa immer eng verbunden sind und waren mit den verschiedenen Bedeutungen anderer „Welten“, wie der „ersten“, „zweiten“, „dritten“ oder der „kleinen“ und „großen“ Welt. Globalisierung entfalte sich als schwer vorhersehbarer, fragmentierter Prozess, in dem Konvergenz und Differenzierung nebeneinander stünden. Dafür liefere die Geschichte der europäischen Identitätserzählungen ein Paradebeispiel. In den siebziger Jahren sei die Beschreibung europäischer Identität, die sich bis dahin immer als Erfolgsnarrativ habe verstehen können, in eine ernsthafte Krise geraten. Hier ließen sich die Prozesse der Re-Interpretation der Vergangenheit, das remodellierte Verhältnis zu anderen Ländern und Regionen und die Formulierung einer gemeinsamen Kultur paradigmatisch beobachten. Die Definition Europas als Zentrum habe seit dieser Zeit an Wirksamkeit und Plausibilität verloren.

Herbert Prokasky (Düsseldorf) analysierte in einem ersten Schritt die Situation der schulischen Bildung in einer globalisierten Welt, die in Deutschland mit einer Schülerschaft und einer Gesellschaft konfrontiert sei, die mit modernen Kommunikationstechnologien und praktischen Lebenshintergründen an transnationalen und globalen Beziehungen Teil habe und außerdem in ihrer von Migrationsbewegungen beeinflussten demographischen Struktur die Paradoxien der globalisierten Welt

spiegele. Dem stehe der spezifische Problemhorizont des sich nur langsam wandelnden sozialen Systems Schule gegenüber. Vor diesem Hintergrund entwickelte Prokasky ein binationales curriculares Beispielprojekt einer deutsch-chinesischen Partnerschaft bei der Vermittlung globalgeschichtlichen Wissens, das diesem Dilemma innovativ begegne.

Nina Melchers (Wiesbaden) stellte aus der Praxis des Projekts der Schulberatungsstelle „Globales Lernen/ Eine Welt“ im Hessischen Landesinstitut für Pädagogik (HeLP) heraus das Konzept der „global education“ vor. Diese finde ihre Partner in der politischen und ökologischen Bildung und folge einem intercurricularen Prinzip. Sie will aus dem Gebiet der Bildung heraus Antworten auf den Prozess der Globalisierung konzipieren. Das hessische Informationszentrum bietet Schülern und Lehrern Weiterbildungskurse und eine Internetinformationsplattform. Global education beginne bereits bei der Sensibilisierung und Reformierung von qualifizierenden Begrifflichkeiten. Die Lehrenden müssten sich einem Prozess des lebenslangen Lernens aussetzen und die wechselnden Perspektiven auf Geschichte in der Historiographie nachvollziehen können. Melchers plädierte für eine globale Bildung auf allen Ebenen. Des Weiteren sei der Schwerpunkt auf die verstärkte Vermittlung globalgeschichtlichen Wissens zu legen. Dafür müsse allerdings erst noch in der Ausbildung der Lehrer die Basis gelegt werden, sodass vorerst Improvisation und die Errichtung von qualifizierten unterstützenden Informations- und Weiterbildungsforen im Vordergrund stünden, die Lehrinhalte und -materialien bereithalten müssten.

In der anschließenden Diskussion wurden vier Problembereiche deutlich. Erstens wurde auf die machtpolitische Dimension von globalen und transnationalen Prozessen hingewiesen. Es müsse in der Vermittlung die Konflikthaftigkeit und das politische Potential dieser Prozesse deutlich werden. Andererseits dürfte durch eine übermäßige Politisierung und Emotionalisierung der Vermittlung keine Vereinseitigung entstehen.

Zweitens stand die Frage nach der problematischen Wertorientierung in einer postmodernen, fragmentierten globalen Welt im Vordergrund. Es wurde eine gewisse Hilflosigkeit gegenüber kulturellen Konfliktsituationen artikuliert. Im Vertrauen auf die Existenz und Vermittelbarkeit eines Weltethos artikuliert Hanna Schissler die Notwendigkeit einer Positionierung gegenüber einem postmodernen Werterelativismus, bei der gleichzeitig das Recht und das Vorhandensein von Differenzierung nicht in Abrede gestellt werden dürfe. Außerdem sei die Herausbildung einer skeptischen Toleranz notwendig, in der Konflikte ausgehalten werden könnten und nicht in stereotypen Vereinfachungen interpretiert, sondern in ihren individuellen Konstellationen entschlüsselt werden müssten.

Im dritten Feld der Diskussion wurde die Positionierung Europas in einer globalen Welt erörtert. Hier wurde mehrfach angemerkt, dass die europäische Geschichte schon immer mit der Geschichte anderer Weltteile verflochten war. Beispielsweise lasse sich bereits für das 16. Jahrhundert die Bedeutung der wechselseitigen Bezugnahme Europa-Türkei für die Formierung einer europäischen Identität zeigen. Europa müsse sich selbst historisieren.

Ein viertes Feld bildeten methodische Fragen. Betont wurde, dass für diese Sektion weniger historiographische Fragen als vielmehr die Konzeptionalisierung der Vermittlung historischer Weltbilder im Vordergrund stünden. Dies sei die zentrale

Herausforderung an Schule. Die Geschichtswissenschaft besitze einen anderen epistemologischen Standort, in der Vermittlung stehe jedoch die Schaffung von Wissen von Weltaneignung im Zentrum. Ungelöst sei noch immer die Frage nach der sinnvollen Reduktion des zu vermittelnden Wissens, wenn man die Anforderungen einer Globalgeschichte Ernst nehme.

In diesem Sinne konkretisierten sich in dieser Sektion die Probleme der Globalgeschichtsschreibung vor allem als normative Fragen. Dabei wurde die Notwendigkeit eines intensiven Dialogs zwischen Historikern und Wissensvermittlern deutlich.

Panel 12: The Strengths and Weaknesses of the United States' Approach to Teaching and Assessing World History

Conveners: *Kenneth Curtis (Long Beach), Barbara Hildebrandt (Princeton)*

Bericht: *Nadine Jänicke*

Purpose: This panel will lead a discussion of how world history has developed as a discipline in the United States over the last 25 years. The panelists will address the development of introductory world history courses at the secondary school and undergraduate levels and of world history as a discipline at the undergraduate and graduate levels. Much of the discussion will focus on the implementation of the AP World History course and examination as an example. The panelists will assess the successes and challenges of the endeavor in terms of the partnership between secondary school and college historians; the role of the professional organizations, the World History Association, the American Historical Association, and the National Council for the Social Studies; depth versus coverage; the need for and development of adequate teacher training; the structure of the exam and how it is graded; the ongoing efforts to improve the course and exam.

Das Fach Weltgeschichte ist an amerikanischen Gymnasien schon seit geraumer Zeit fester Bestandteil des Bildungskanons. Es setzt sich in erster Linie aus den Unterrichtseinheiten American History und Western Civilization zusammen. Entscheidend für die Entwicklung des Faches war nach Peter Winn von der Tufts University (Boston) zum einen die in den 1970er aufkommende Favorisierung eines komparativen Ansatzes in der Geschichtsvermittlung und zum anderen das politische Interesse der USA an der Welt während des Kalten Krieges. Heutzutage ist Weltgeschichte besonders im Advanced Placement Program, das Schülern erlaubt, universitätsrelevante Leistungen, so genannte credits, schon in der Gymnasialstufe zu sammeln, ein gern gewähltes Fach. So trafen sich dann auch amerikanische Geschichtslehrer und -didaktiker auf dem Kongress, um sich vor allem über Teststandards und Inhaltsfragen für das Fach Weltgeschichte auszutauschen. Unter der Leitung von Kenneth Curtis von der California State University Long Beach und Barbara Hildebrandt vom Educational Testing Service Princeton waren weiterhin im Gespräch Despina Danos vom Educational Testing Service Princeton, Jay Harmon von der Catholic High School Baton Rouge, Merry Wiesner-Hanks von der University of Wisconsin Milwaukee und, wie bereits erwähnt, Peter Winn von der Tufts University in Boston.

Curtis richtete das Augenmerk des Panels zunächst auf inhaltliche Fragen, denn Diskussionsbedarf sahen alle in dem Missstand, dass die Lehre von Weltgeschichte weit mehr leisten sollte, als die American Higher Education Vereinigung mit ihrer Zielformulierung momentan zum Ausdruck bringt. Weltgeschichte kann nicht allein bedeuten, die USA im Kontext ihrer Vernetzung zur Welt zu verstehen, und so wurde die Frage, was Weltgeschichte sein kann, wenn nicht amerikanische Geschichte plus ein bisschen Internationalität, Ausgangspunkt für Vorträge und Diskussionen. Hierbei flossen viele persönliche Erfahrungen der einzelnen Lehrer in die weitere Diskussion über die konkrete Lehre ein. Typisch, so hieß es, sei für einen Weltgeschichtslehrer immer wieder das Dilemma zwischen Spezialisierung und Generalisierung. Soll man viele Themen und Probleme im Unterricht abdecken oder nur einige wenige im Detail behandeln? Um die Masse an historischem Wissen zu handhaben, schlug Merry Wiesner-Hanks vor, thematische Fokussierungen wie ‚gender‘, ‚finance‘ oder ‚migration‘ sinnstiftend zu nutzen oder zunächst eine Systematik bzw. Methode zu vermitteln, aus der heraus sich die großen historischen Veränderungen weltweit erklären lassen. Hierbei wurde deutlich, dass die herkömmliche Variante der chronologischen Geschichtsvermittlung doch eher an Bedeutung verliert.

Ebenso ist es für den Weltgeschichtslehrer oft schwierig, Schüler mit unterschiedlichem Kenntnisstand zu unterrichten, so vor allem an der Universität, wo sich die mangelnde Abstimmung der Lehrpläne zwischen Gymnasium und Grundstudium besonders nachteilig auswirkt. Deshalb sollten hier erste Anreize gesehen werden, Lehrpläne festzuschreiben und Tests zu erarbeiten. In einem als Prototyp erarbeiteten Lehr- und Testplan wurden erste Ideen umgesetzt und von Despina Danos und Jay Harmon vorgestellt, unter deren Leitung die Arbeit auch entstanden war. Dabei stellte sich die Regel des ‚Dare to Omit‘ für den Weltgeschichtslehrer als die goldene heraus, obgleich man es als schwierig betrachtete, einen Konsens über historische Auslassungen für bundesweit gültige Lehrpläne je erreichen zu können. Eine weitere Regel ergab sich aus dem primären Ziel des Weltgeschichtsunterrichts, das Vergangene immer mit der Gegenwart zu verbinden. Für das Unterrichten der weltgeschichtlichen Vergangenheit gilt also, vor allem das auszuwählen, was Relevanz für das Erklären der Gegenwart hat, so dass das 20. bzw. 21. Jahrhundert immer endgültiger Bestandteil des Unterrichts sein sollte. Für Merry Wiesner-Hanks war besonders wichtig, die Schüler bei der Auswahl von historischen Themen und Problemen nicht zu übersehen und sich ebenso von der intellektuellen Neugier derselben leiten zu lassen. Obendrein meinten einige der Redner, dass die Universitätsausbildung und die dazugehörige Spezialisierung den Historiker nicht passend für den Weltgeschichtsunterricht vorbereiten würden. Daraus leitete sich die Forderung nach einem fachlich zugeschnittenen Trainingsprogramm in Bezug auf Lehre und Didaktik ab.

Als Fazit ergab sich, dass der Weltgeschichtsunterricht momentan noch an der Tatsache leidet, auf keinen etablierten Kanon zurückgreifen zu können. Die Dinge sind für dieses Fach definitiv noch im Werden, konstatierte Curtis, der selbst gerade an einem Lehrbuch für den Weltgeschichtsunterricht an Schulen arbeitet. Vorläufig greift man noch auf Lehrideen und -erfahrungen aus dem Western Civilization Unterricht zurück sowie auf die enzyklopädischen synthetisierenden Regionaldarstellungen der Area Studies. Dabei, so wurde weiter bemängelt, kommen historio-

graphische Debatten oft noch zu kurz im Weltgeschichtsunterricht sowie auch andere metahistorische Aspekte, die in der historischen Forschung ohne weiteres ihren Platz haben. Das schien für die Redner wohl an dem kaum stattfindenden Austausch zwischen Universität und Schule zu liegen, aber hier schaffte der Kongress ja erste Abhilfe.

Panel 13: Synchronizing Experiences: The Emergence of Global Historical Perceptions

Convener: *Frank Hadler (Leipzig)*

Bericht: *Anne Friedrichs*

Purpose: This panel of undergraduates will investigate how much of a synchronization in concepts of history is emerging in young people in times of globalization. Do people in different parts of the world remember totally different events? Are the events remembered of regional, national or worldwide significance? The panel will present the results and theses of a worldwide multilingual survey of recollections and assessments of recent political events carried out via the Internet between April and July 2005. Most of the people interviewed were undergraduate students but, for comparison, a number of older cohorts were included. The data collected, apart from their regional distribution, are to reveal first conclusions about possible factors influencing different recollections, but, before that, to provide a starting point for discussion.

Die Verschiebung der Aufmerksamkeit in der Geschichtswissenschaft von Fakten und festen Ordnungsgefügen hin zu den kollektiv geteilten Deutungen der Akteure hat in den vergangenen Jahren auch die Frage nach den kollektiven Erinnerungen in den Mittelpunkt der historischen Forschung gerückt. Während sich die Studien jedoch primär auf den Nationalstaat als Analyserahmen beziehen, sind Untersuchungen zur transnationalen Ausprägung von Erinnerungen weitgehend ausgeblieben.

Ein erster Schritt in diese Richtung wurde auf dem mit einem Durchschnittsalter von 24 Jahren jüngsten Panel des Kongresses präsentiert: Hier hatte eine hoch ambitionierte Gruppe von Studierenden der Universität Leipzig mit Unterstützung von Frank Hadler und Matthias Middell eine weltweite, mehrsprachige Internetbefragung über die Einschätzung politischer Ereignisse konzipiert und von April bis Juni 2005 durchgeführt. Ziel der Untersuchung war es, herauszufinden, ob sich bei individuellen Erinnerungszeugnissen eine globale Annäherung der Geschichtsbilder abzeichne. Der Kongress lieferte den Anlass, um sowohl erste Ergebnisse als auch Hypothesen über mögliche Einflussfaktoren in der räumlichen Ausprägung von Geschichtsbildern zu diskutieren.

In einer kurzen Einführung wurden die Teilnehmer zunächst über die Konzeption der Untersuchung und den verwendeten Fragebogen in ihren Möglichkeiten und Grenzen informiert. Um die Verkoppelung individueller und gemeinschaftlich geteilter Erinnerungen in den Blick zu bekommen, wurden die Fragen auf Erinnerungen an ‚politische Ereignisse‘ ausgerichtet. Insgesamt wurden rund 5500 Fragebögen ausgefüllt, wobei sich die Antwortenden deutlich aus der Altersgruppe

der 1969 bis 1989 Geborenen und sozial aus Studierenden bzw. Hochschulabsolventen zusammensetzten; die regionale Verteilung streute über grosse Teile des Globus, auch wenn sich quantitative Schwerpunkte in der nördlichen Hemisphäre abbildeten.

Was erfuhr man in den folgenden vier Vorträgen über die regionale und transnationale Ausprägung der erhobenen Erinnerungszeugnisse? Legten sie eine weltweite Homogenisierung der Geschichtsbilder nahe? Ein Blick auf die räumliche Verteilung der als für das 20. Jahrhundert am wichtigsten eingeschätzten Ereignisse zeigte zunächst, dass sich die Angaben weltweit auf drei zentrale Punkte konzentrierten: den Ersten Weltkrieg, den Zweiten Weltkrieg sowie den Fall der Berliner Mauer. Daneben zeichneten sich weitere ‚lokale‘ Variationen ab, wobei die Äußerungen junger Australier vielleicht das erstaunlichste Ergebnis lieferten: hier wurde die Einführung der Frauenrechte besonders oft als eines der drei ‚wichtigsten politischen Ereignisse‘ angegeben. Nicht weiter überraschen konnte hingegen, dass auf der Länderebene in Deutschland oder auch in Russland Angaben nationaler Ereignisse dominieren. In der Altersverteilung konnte festgehalten werden, dass sich Variationen in der Benennung der Ereignisse ergeben. Als besonders interessant zeigte sich, dass die Ermordung John F. Kennedys nahezu weltweit von der Altersgruppe der 1950-1959 Geborenen erinnert wird.

Die nächsten beiden Vorträge widmeten sich weniger der Deskription der Ergebnisse, als vielmehr zwei Hypothesen der Studierenden, die durch die Befragung widerlegt werden konnten. So war festzustellen, dass die jüngeren Alterskohorten nicht auf ‚globalere‘ Ereignisse zurückgreifen als dies die älteren tun. In der räumlichen Verteilung zeigte sich zudem, dass ‚globale Ereignisse‘ der jüngeren Vergangenheit, wie 1989/91 oder 9/11, nicht unbedingt stärker in den direkt betroffenen Regionen erinnert werden: Zwar ließ sich für 1989/91 eine stärkere Repräsentation in Europa erkennen; ähnliches gilt jedoch nicht für den 11. September 2001, der in den skandinavischen Ländern, der Schweiz oder Deutschland deutlich öfter als in den USA angegeben wurde. Insgesamt – so das Fazit der Studierenden – könne man auf Grundlage der erhobenen Erinnerungszeugnisse keine weltweite Angleichung der Geschichtsbilder beobachten, die nach Region und Alter ausdifferenziert deutliche Unterschiede nahe legen.

Was macht man mit einer solchen Untersuchung, abgesehen davon, dass sie zum Lernprozess aller Beteiligten beitragen wird? Diese Frage bestimmte im Wesentlichen die anschließende Diskussion. Auch wenn sich einige der NachwuchsforscherInnen wünschen mögen, eine parallele Untersuchung in regelmäßigen Abständen unter dem Titel ‚Globus07‘ oder ‚Globus09‘ durchzuführen, bleibt doch eine Warnung auszusprechen. Denn mindestens so spannend wie die Frage über das ‚Was‘ zu verfolgen, dürfte es nun sein, auch etwas über das ‚Wie‘ herauszufinden, sprich: In welche Deutungen und Erzählmuster werden die Angaben jeweils eingebunden? Abgesehen von narrativen Interviews ließen sich die Daten ebenfalls durch Anschlussuntersuchungen der gängigen Sozialisationsinstanzen oder der Medienpräsenz von politischen Ereignissen im Erhebungszeitraum (50. Jahrestag des 2. Weltkriegs) ergänzen. Dann kann man hoffen, in ein paar Jahren auch darüber etwas zu erfahren, warum beispielsweise der 2. Weltkrieg weniger in Italien erinnert wird, die Ermordung John F. Kennedys von den heute

50-Jährigen weltweit als besonders relevant erachtet wird – oder wie die Frauenrechte in die Köpfe australischer Studierender gelangen.

Panel 14: Teaching World History in Secondary Schools

Convener: *Luigi Cajani (Rom)*

Bericht: *Margarita Aleksahhina*

Purpose: This panel will present contributions from different European countries where presently world and global history is being taught in the training of future history teachers, in formulating standards or curricula for the teaching of history in secondary schools, or in the revision of teaching material and textbooks. The participants will discuss experiences with new alliances between academic historiography, teachers' training courses, teachers' in-service training, and publishing houses as well as with the relevant political institutions that have to make the decisions. At the same time, difficulties resulting from the practical adversities of such a long-term transformation process will be discussed.

Die Teilnehmer aus Italien, den USA, Deutschland und Österreich diskutierten vergleichend geschichtsdidaktische Probleme und Erfahrungen der Darstellung der Weltgeschichte im Schulunterricht. Aus der Diskussion ergab sich besonders deutlich, dass einerseits eine Einführung der Weltgeschichte in den Schulunterricht den fest verankerten nationalen geschichtlichen Rahmen sprengt, andererseits, dass die nationalen Lehrpläne für den Geschichtsunterricht, Lehrmaterialien und Lehrbücher den Anforderungen der sich immer mehr globalisierenden Welt angepasst werden sollen. Wie dieses Problem der Gestaltung der Weltgeschichte im Geschichtsunterricht in den unterschiedlichen Ländern bewältigt wird und welche geschichtsdidaktische Konzepte dazu bereit stehen, berichteten die Teilnehmer.

Aaron J. Cohen (California State University) präsentierte den „Stand des curriculum development der Weltgeschichte in den Hochschulen der USA. Wie man Theorie und Praxis erfolgreich vereinen kann.“ Die Besonderheit des amerikanischen Systems bestehe darin, dass Studenten die Weltgeschichte im Rahmen der Sozial- und Politikwissenschaften erlernen. Praktisch orientierte Programme vereinigen Studenten aus den unterschiedlichen Fachdisziplinen mit dem Zweck, die Vielfalt der Kulturen der Innen- und Außenwelt den Studenten näher zu bringen, auf den Dialog mit unterschiedlichen Kulturen vorzubereiten und weitere Vermittlung an Schüler zu erleichtern. Die Kenntnisse über die behandelten Weltregionen werden durch persönliche Kontakte, Reisen, international gestaltete Treffen vertieft. Die Vermittlung der weltgeschichtlichen Kenntnisse ist praktisch orientiert und nicht länger auf die Nationalgeschichte bezogen.

Der folgende Beitrag von Huibert Crijns, Project Manager der Europäischen Geschichtslehrer-Association EUROCLIO, knüpfte mit der Frage an, in welchem Verhältnis der weltgeschichtliche Unterricht zum national orientierten Geschichtsunterricht in den Staaten der Welt steht, insbesondere in den europäischen und darunter in den neuen Mitgliedstaaten der EU. Seine Präsentation veranschaulichte durch zahlreiche Diagramme und Grafiken, dass das national orientierte Curriculum mit einigen regionalen Abweichungen deutlich überwiegt.

Die Diskussion zeigte, dass gegenläufige Bemühungen zur Neuformulierung von Standards oder Geschichtslehrbüchern sowohl in der akademischen Historiographie als auch in der Lehrer- und Weiterbildung, sowie bei zuständigen Entscheidungs- und Koordinierungsgremien auf nationaler wie europäischer Ebene anzutreffen sind. Dass ein solcher Transformationsprozess der ausschließlichen Konzentration auf Darstellungen der Nationalgeschichten im Schulunterricht zur Verflechtung dieser mit der Welt- oder Globalgeschichte in dieser oder jener Form im Schulunterricht stattfindet oder stattfinden soll, darin waren sich die Teilnehmer einig. Es wurde dagegen heftig diskutiert, wie dies in der Praxis geschehen soll bzw. im welchen Verhältnis die Weltgeschichte zu den nationalen Geschichten im Schulunterricht stehen soll und welche Schwierigkeiten sich daraus ergeben.

Urte Kocka (Berlin) plädierte in ihrem Beitrag für eine Öffnung der globalen Perspektive im Geschichtsunterricht, wofür ihrer Meinung nach kein welt- oder globalgeschichtliches Curriculum in die Schulen müsse, sondern die in Deutschland vorhandenen geschichtsdidaktischen Konzepte unter globalen Aspekten behandelt werden sollten. Das könnte unter Einübung der Methodenkompetenz, Perspektivenwechsel, transnationaler und globaler Betrachtungsweisen und Themen, beziehungsgeschichtlichen Vorgehens erreicht werden. Geschichtsdidaktische Konzepte seien vorhanden und müssten in den Schulen umgesetzt werden. Globale Geschichtsbetrachtung meine nicht, quantitativ Unterrichtsinhalt auszudehnen, sondern sich neue Sichtweisen anzueignen und neue Fragestellungen zu finden, die das Eingebundensein nationaler, regionaler und europäischer Probleme bewusst machten. Die neuen Betrachtungsweisen müssen durch wissenschaftliche Begleitung bzw. Fortbildung, neue Materialien, Quellenhefte u.ä. propagiert werden.

Christoph Kühberger aus dem Bereich der Fachdidaktik am Historischen Institut der Universität Greifswald hat seinen Beitrag gerade der wissenschaftlichen Begleitung des Geschichtsunterrichts gewidmet. Zwar ist die geschichtsdidaktische Umsetzung der Weltgeschichte seiner Meinung nach noch nicht ausführlich ausgearbeitet, einige Modelle seien aber bereits vorhanden.

Am Schluss stellte Luigi Cajani seinen Vorschlag eines weltgeschichtlichen Curriculums vor. Er plädierte für ein neues weltgeschichtliches Curriculum, das auf zwei Ebenen geplant werden muss: Einerseits ein universales Modell anzubieten, andererseits dieses dem kulturell-didaktischen Bedarf jeder einzelnen Schule anzupassen. Dieses universale Modell für einen weltgeschichtlichen Unterricht solle konzeptuell, zeitlich und räumlich konsistent sein. Cajani hat dafür ein Konzept und eine Periodisierung der Weltgeschichte in 10 Etappen vorgeschlagen. Der konzeptuelle Bezugsrahmen solle sich auf die Evolution der Humangesellschaften, die Geschichte der Interaktionen und Machtrelationen beziehen. Ein synchroner geographischer Ansatz solle ein didaktisches Prinzip bei der Darstellung der Weltgeschichte sein. Die nationale und regionale Geschichte solle auf anderer Ebene, aber als Bestandteil dieses Curriculums mitgeplant werden.

Panel 15: Teaching World History at European Universities ²

Conveners: *Matthias Middell (Leipzig), Ulf Engel (Leipzig)*

Purpose: For a long time, World history was only found on the hidden agenda of the historical institutes in Europe. The endeavors in the field were even accused of lacking professionalism and scholarly competence. At the same time, however, master narratives in world or universal history have always remained intellectual points of reference for detailed research and historical study. This situation is beginning to change under the impression of research into global history, which coincides with the restructuring of university programs in Europe. The first programs for and experiences with courses of study exist focusing on world or global history, using transdisciplinary forms of cooperation. The contributions to the panel present the results of such efforts and are to form the basis of discussing cross-border cooperation.

Panel 16: “Education Portal World and Global History at Universities and in Secondary Schools” – Presentation of the Concept ³

Conveners: *Helmut Bley (Hannover), Susanne Popp (Siegen)*

Purpose: The “Education portal of world and global history at universities and in secondary schools” is based on the cooperation of historians interested in problems of world and global history with experts in the histories of extra-European societies and specialists in the didactics of history teaching. The project aims at a joint production of selected historical themes and problems that are of great importance for the global orientation of historical consciousness and can be linked with the given curricula for history courses in secondary or high schools and for teaching history at universities. The panel will inform about the project, exemplifying first results of the cooperation by one selected theme and invite to discussion.

² Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Inanc Atilgan (Ankara), Margarete Grandner (Wien), Yuval Harari (Jerusalem), Marnie Hughes-Warrington (Sidney), Matthias Middell (Leipzig), Patrick O’Brien (London), Diego Olstein (Jerusalem), Krzysztof Ruchniewicz (Breslau) und Dominic Sachsenmaier (Santa Barbara).

³ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Helmut Bley (Hannover), Marko Demantowsky (Dortmund), Susanne Popp (Siegen) und Dennis Röder (Siegen).

Panel 17: Europe's Globality before Globalization.
Contributions from Medieval Studies to the Writing
of World History

Convener: Thomas Ertl (Berlin)

Bericht: Johanna Wolf

Purpose: The globalization debate in its historical dimension can hardly be traced back beyond the 19th century. Although individual studies have shown that proto-globalizing processes took place in earlier centuries, German historiography has so far paid little attention to transcultural comparison or the entanglement of pre-modern societies. This is all the more astonishing since the European Middle Ages are usually understood as the epoch responsible for the uniqueness and world historical importance of Europe. The panel will present contributions to the history of interactions and relationships as well as to transcultural comparative history relating medieval Europe to extra-European cultures. The contributions will consider Christian world historiography in typical Islamic areas, the European silk industry in the medieval world system, the medieval system of foundation trusts in a transculturally comparative perspective and transcontinental cultural contacts as motor of European self-assertion in the late Middle Ages.

Thomas Ertl machte in einer Einleitung die Problematik deutlich, dass die Globalisierungsdebatte in ihren historischen Dimensionen kaum über das 19. Jahrhundert zurückreiche und die deutsche Geschichtswissenschaft dem transkulturellen Vergleich sowie der Verflechtung vormoderner Gesellschaften, abgesehen von einzelnen Untersuchungen, bisher wenig Aufmerksamkeit schenkte. Dabei sei doch das europäische Mittelalter häufig als prägende Epoche für eine welthistorische Bedeutung Europas verstanden worden. Diesem widmeten sich vier Beiträge.

Der erste Beitrag von Dorothea Weltecke (Göttingen) war überschrieben mit dem Thema: „Wenn Christen die Verlierer der Geschichte sind: Zur christlichen Weltgeschichtsschreibung im Islam“. Weltecke sprach über die Bedingungen christlicher Historiographie im Islam. Sie entstamme den gleichen weltgeschichtlichen Wurzeln wie die westliche Chronistik – also Julius Africanus und Eusebius etc. – und sei somit von der Hoffnung zunehmender Sakralisierung der Welt und der Geschichte getragen. Seit dem 7. Jahrhundert habe sie es mit einer welthistorischen Realität zu tun, die sich im Westen zur Frage artikuliert: Wie integriere ich die Tatsache des mächtigen Islam in die Weltgeschichte? Manche Werke der syrisch-orthodoxen Weltgeschichtsschreibung erscheinen modern, denn sie sind Folge des Versuchs, diese Tatsache des muslimischen Erfolgs und der eigenen, wachsenden Ohnmacht in einen welthistorischen Entwurf zu integrieren. Weltecke machte darauf aufmerksam, dass „christliche Weltgeschichtsschreibung“ nicht selbstverständlich eine Erfolgsgeschichte sei, nicht nur die bekannten Narrative bereithalte, Translatio, Zweireiche etc., sondern auch andere, bisher wenig bekannte.

Im Anschluss referierte Johannes Pahlitz (Berlin) zum Thema „Geld, Prestige und Seelenheil. Das Stiftungswesen im transkulturellen Vergleich“. Der Beitrag handelte von Stiftungen in Byzanz und im Islam vom 8. bis zum 12. Jahrhundert. Mit diesem Thema verbunden war außerdem die Frage der Methodik und des

Nutzens des historischen Vergleichs. Zunächst wurde die allgemeine Verbreitung von Stiftungen im Christentum und im Islam beschrieben. Pahlitz stellte die These auf, dass die weite Verbreitung sowie die zahlreichen Übereinstimmungen zwischen byzantinischen und islamischen Stiftungen daher rührten, dass die islamische Stiftung ihren Ursprung im spätantiken christlichen Stiftungswesen habe. Aufgrund der Quellenlage sowie der allgemeinen kulturellen Synthese zur Entstehungszeit des Islam ließ sich diese These allerdings nicht aufrechterhalten. Er stellte fest, dass gerade Stiftungen ein universelles Phänomen seien und Ähnlichkeiten nicht durch direkte Ableitung erklärt werden könnten. Dennoch sei der Vergleich byzantinischer und islamischer Stiftungen nicht obsolet. Durch den Vergleich konnte gezeigt werden, welche Eigenschaften und rechtlichen Merkmale gerade bei einem solch universalen Phänomen spezifisch für die islamische bzw. die byzantinische Gesellschaft waren.

Der folgende Beitrag von Thomas Ertl beschäftigte sich mit dem Thema „Rauhen, Kapital und Kriegsschiffe. Die europäische Seidenindustrie im mittelalterlichen Weltssystem“. Ertl verfolgte die Frage, wie es zum Aufschwung der westeuropäischen Seidenindustrie kommen konnte. Er machte deutlich, dass der Aufstieg geprägt war von einem vielschichtigen Prozess der Verflechtung und Abgrenzung, einerseits durch die Übernahme von technischem Können und ästhetischem Empfinden, andererseits durch militärische und herrschaftliche Umwälzungen. In seinen Ergebnissen stellte er heraus, dass die Dynamik und Kreativität nicht von einem einzigen Zentrum ausging, und sich keine Kontinuitätslinien zwischen einer expandierenden Seidenindustrie und der neuzeitlichen Expansion Europas konstruieren ließen, sich aber dennoch Phänomene ausbildeten, welche Europas globale Vorherrschaft in späterer Zeit begünstigten. Die möglichen Ursachen für Europas Expansion in Spätmittelalter und Frühneuzeit lagen zum einen in einer liberalen, d. h. nicht vorrangig vom Staat geprägten Wirtschaftsordnung, zum anderen in einer steigenden Kaufkraft des Bürgertums in vielen Ländern des lateinischen Europas. Ertl schlug bezüglich der Seidenindustrie eine vergleichende Analyse anhand eines abgegrenzten Themenbereichs in den einzelnen Großräumen vor.

„Feindberührung und Selbstwahrnehmung. Transkontinentale Kulturkontakte als Motor europäischer Selbstvergewisserung im späten Mittelalter“ wurde von Felicitas Schmieder (Hagen) vorgestellt. Im Mittelpunkt des Vortrages stand die Betrachtung der Kartographiegeschichte Europas im späten Mittelalter. Einerseits reagierten Karten auf kulturelle Entwicklungen, wie Entdeckungsreisen oder praktische Bedürfnisse des Transportwesens, und erzeugten dadurch neue kartographische Darstellungsweisen. Andererseits artikulierten sie politische, religiöse, wissenschaftliche u.a. Vorstellungen von Welt, Zeit und Raum und waren damit ein Medium der Selbstverständigung von Gesellschaften. Schmieder stellte vorasiatische Karten vor, in denen zu erkennen war, dass die Mongolen auch Ostasien an ein Informationsnetz anschlossen, an das die Europäer ebenfalls schon begrenzt angeschlossen waren. Von der Betrachtung des Katalanischen Atlas (14. Jh.) ging sie zur Chronistik von Rashid ad-Din über – der in Täbris unter Ghazan Khan, um 1300, offenbar Martin von Troppau benutzte. Darauf bezog sich auch Paulinus Minorita bei seinem Versuch die europäische Chronistik auf Weltgeschichtsniveau zu bringen. In die Betrachtungen von Schmieder flossen ebenfalls Beiträge Innocenz des IV. ein. Schmieder konstatierte, dass die Mongolen als Katalysatoren

gesehen werden können und ein Kulturaustausch die Ausprägung einer lateinischen Sicht vorantrieb.

Die Vorträge machten deutlich, dass eine Verflechtungs- und Beziehungsgeschichte sowie transkulturell vergleichende Geschichte in der vormodernen Zeit durchaus von Relevanz ist. Sie verknüpften das mittelalterliche Europa mit außereuropäischen Kulturen, stellten Historiographie als Weltentwürfe dar, sowie universelle Phänomene in verschiedenen Kulturen. Die Diskussionen, die sich jeweils an die Vorträge anschlossen, gingen aber eher auf spezielle Fragen ein, als einen globaleren Kontext zu diskutieren.

Panel 18: System of International Payments from the Middle Ages to the Present

Convener: *Markus A. Denzel (Leipzig)*

Bericht: *Uli Schuster*

Purpose: This panel will address the history of international payments from the Middle Ages to the present on the basis of precious metals and cash-free payment media (bills of exchange, cheques). The purpose is to demonstrate the ever closer entanglement and interaction of the various regions of the world by means of the system of international payments. Until well into the 19th century, Europe was by far the most important core area of the system, while from around 1870, from the point of view of the system of international payments, a bipolar world (Europe – USA) was emerging and after the First World War a tripolar world (Europe – USA – East Asia) has successively developed.

In den Debatten über die Bedeutung des Globalisierungsbegriffs wurde immer wieder auf die lange Geschichte wirtschaftlicher Vernetzung verschiedener Weltregionen hingewiesen. Medium, Katalysator und Ausdruck dieser historischen Perioden internationaler Verflechtung war die Entwicklung des Zahlungsverkehrs. Ein Blick darauf offenbart nicht nur Erkenntnisse über die Dynamik, Brüche und die sich mit der Zeit verschiebenden Zentren der Weltwirtschaft, sondern macht auch Unterschiede zu heute unter „Globalisierung“ begrifflich subsumierten Phänomenen deutlich. Das Panel wandte sich der Themenstellung mit Hilfe von drei historischen Schwerpunktsetzungen zu.

Zu Beginn schilderte Markus A. Denzel die Entstehung und Verbreitung bargeldloser Verkehrsformen vom Mittelalter bis zur Moderne. Während der Kreuzzüge des 10. und 11. Jahrhunderts wuchs der Fernhandel italienischer Seestädte enorm an. Mit ihm erhöhten sich die Maßgaben für die Geldwirtschaft: Liquidität wurde zunehmend zu einem Problemfaktor reibungsloser Handelsgeschäfte. Für das 14. Jahrhundert ließ sich dann erstmals die Existenz eines bargeldlosen Wechsels – zunächst allerdings nur innerhalb eines Handelshauses gebräuchlich – nachweisen. Von da an breitete sich der bargeldlose Zahlungsverkehr im Gebiet der oberitalienischen Handelsstädte und im westlichen Mittelmeerraum aus. Der zweite durchschlagende Expansionsschritt war eng an die Einführung des Wechselhandels geknüpft. Erst im Börsengeschäft entfalteten Wechsel ihre zentrale ökonomische Bedeutung und wurden zu einem relativ eigenständigen

Mittel der Kapitalverwertung. Dies ging mit einer regionalen Verschiebung einher: Vom frühen 17. Jahrhundert an sollte Amsterdam und die hier ansässige Börse das Zentrum des Welthandels sein, bis es im 18. Jahrhundert von London als modernem Mittelpunkt der weltweiten Finanzströme abgelöst wurde. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges hatte sich bargeldloser Zahlungsverkehr außer in Zentral-Asien und weiten Gebieten Afrikas weltweit ausgedehnt. London und New York waren die zwei Stützen eines „bipolar-atlantischen Systems“ von Handels- und Wirtschaftsbeziehungen mit Anschluss fast der gesamten Welt. Die Anweisung eines Wechsels, ausgestellt in einer Londoner Bank, wurde drei Tage später in Sierra Leone getätigt. Die Erhöhung der Transaktionsgeschwindigkeit ist dann auch ein Bestandteil umfassender positiver Funktionen, die laut Denzel die Bedeutung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs in dieser Epoche ausmachen. Aus der unterstützenden Wirkung für die Entstehung des Interkontinentalhandels erwuchs ein verdichtetes Netz von Wirtschafts- und Finanzzentren, welches als Katalysator und Stabilisator der weltwirtschaftlichen Entwicklung vor dem Ersten Weltkrieg zu bewerten ist.

In der an den Vortrag anschließenden Diskussion wurde verstärkt auf die Unterschiede zu aktuellen Vernetzungsprozessen hingewiesen. War die historische Globalisierung ein Projekt kleiner Funktionseliten, habe heute ein weitaus größerer Prozentsatz der Menschen Anteil an der Weltwirtschaft. Zudem seien in der Gegenwart die Mittel politischer Steuerung um einiges begrenzter als im Mittelalter und der Moderne.

Einen zweiten spezifischen Blickwinkel nahm Margarete Wagner-Braun (Bamberg) ein, die sich dem Zusammenhang von weltwirtschaftlicher Integration und Währungssystem in der Ära des klassischen Goldstandards widmete. Am Ende des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts hatte sich in den meisten Industriestaaten die Festlegung der Währung auf der Grundlage einer Goldparität etabliert. Folge der Golddeckung, die von den einzelnen Nationen vor allem aufgrund enormer Wertverluste von Silber nacheinander und ohne gemeinsame Absprachen eingeführt wurden, war ein festes Wechselkurssystem zwischen den Währungen der jeweiligen Staaten. Hatte es bis dahin bereits über die Zunahme des internationalen Güterhandels eine Entwicklung hin zur Vernetzung und Integration der Weltwirtschaft gegeben, sollte dies jetzt auf den Ebenen des Finanz- und Währungsverkehrs zusätzlich unterstützt werden. Indem der Goldstandard von den meisten Industrienationen übernommen wurde, bildete sich ein weltweites Netz internationaler Währungs- und Wirtschaftsregulation, welches nicht auf politischer Autorität beruhte. Als Vorteil dieses Systems auf der Basis des klassischen Goldstandards wird vor allem seine stabilisierende Wirkung herausgehoben. Geringe Inflation und Preisstabilität wurden zum Kennzeichen einer etwa vierzig Jahre andauernden Phase. Und dies galt für einen nahezu globalen Wirtschaftsraum von Industrienationen. In den im festen Wechselkurssystem integrierten Volkswirtschaften glichen sich nicht nur Zinssätze, Inflationsraten und Handelsbilanzen an, sondern das Handelsvolumen zwischen ihnen nahm generell zu. Das Währungssystem wurde so über seine Sicherheitsfunktion zu einem Katalysator der Weltwirtschaft. Dabei wirkte sich die Einschränkung von unkalkulierbaren Handelshindernissen sowohl auf den Finanz- und Versicherungssektor als auch auf den Güterhandel aus. Die historische Bewertung, die Wagner-Braun vornahm, baute trotz dieser positiven Rückschau aber dem Missverständnis vor, jene als Argument in der Diskussion über Vor- und Nachteile

fester Wechselkurssysteme und die Möglichkeiten wirtschaftspolitischer Intervention misszuverstehen. Eine epochenübergreifende Schlussfolgerung könne nicht einfach gezogen werden, da die historischen Rahmenbedingungen zwischen 1870 und 1914 günstiger waren als jeweils nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg.

Zum Abschluss des Panels folgte dann ein Blick auf die Transformation des Währungssystems in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Besondere Aufmerksamkeit legte Jürgen Nautz (Amsterdam/ Kassel/ Wien) dabei auf die Versuche der Herstellung freier Währungskonvertibilität nach 1945. Zunächst wurden frühe Korrekturen innerhalb des auf Gold/ Dollar-Basis implementierten Bretton-Woods-Systems beschrieben. So zeigte bereits die Abwertung europäischer Währungen Ende der 40er Jahre und ein anhaltendes Ungleichgewicht zwischen den europäischen Währungen, dass es von vornherein schwierig war, stabile währungspolitische Verhältnisse durchzusetzen. Und schon in den 50er Jahren, mit dem enormen Wirtschaftsboom vor allem der Exportwirtschaften in der BRD und in Japan, der zum Beginn der negativen Leistungsbilanz der USA führte, kündigte sich die finale Krise des festen Wechselkurssystems an. Der Grund für das trotz der frühzeitigen Friktionen lange Festhalten am fixen Währungsverhältnis sieht Nautz insbesondere in den gestiegenen wirtschafts- und finanzpolitischen Eingriffsansprüchen und Eingriffsmöglichkeiten der Nachkriegszeit. Ziele wie Vollbeschäftigung und soziale Integration hatten einen hohen Stellenwert auf den nationalen politischen Agenden und verhinderten lange Zeit ein internationales freies Währungs- und Wechselkurssystem. Das endgültige Scheitern von Bretton Woods 1973 müsse denn auch als eine Art Symboldatum für den Prozess der Globalisierung gesehen werden. Denn diese sei ganz wesentlich als Rückgang finanzpolitischer Entscheidungsspielräume zu beschreiben.

Mit der Diskussion über das Verhältnis des Währungssystems zur Hierarchie zwischen starken und schwachen Staaten sowie der instrumentellen Rolle des Internationalen Währungsfonds innerhalb dieser Struktur fand das Panel dann zur zeitgeschichtlichen Globalisierungsdiskussion, vor deren Hintergrund ohnehin schon über die gesamte Veranstaltung hinweg die besondere Relevanz der Thematik gelegen hatte.

Panel 19: Coercion in European Agrarian Societies of the Early Modern Period – From Comparisons to Interaction?

Convener: *Carl-Hans Hauptmeyer (Hannover)*

Bericht: *Luise Althanns*

Purpose: By comparing four regions from the Central and Eastern European context – North Western Germany, Brandenburg, Poland and Wallachia – the following questions will be put up for discussion: Can the continued existence of coercion in North Western Germany and that of being bound to one's own soil in Eastern Europe as well as the regional economic differentiation in long-distance trade be not only compared but also explained as an interaction with the same central space in Western Europe? Could we argue that the increase in free farm work in the West and unfree labor in the East is in a causal connection reflecting the relationship

between center and semiperiphery or periphery? What do the differences within the semiperipheral space mean, e.g. between Poland and Russia or between Poland and Wallachia? What was the similarity between serfdom and being bound to one's own soil or the slavery of non-Christian prisoners of war? What was the actual difference between the conditions of coercion in North Western Germany? What are the similarities with slavery in the Americas?

Anhand von vier Regionalstudien aus dem mittel- und osteuropäischen Kontext – Nordwestdeutschland, Brandenburg, der Walachei sowie Polen-Litauen – sollte diskutiert werden, inwieweit die unterschiedlichen Formen des Zwangs und der ökonomischen Entwicklung in dieser Zeit als Interaktion mit demselben Zentralraum Westeuropa erklärt werden können, ob die Ausbreitung von freier Landarbeit im Westen und unfreier im Osten ein Zentrum-Peripherie-Verhältnis wiedergibt und inwiefern Ähnlichkeiten mit anderen Zwangssystemen wie beispielsweise der Sklaverei in den Amerikas bestehen.

Udo Obal (Hannover) eröffnete das Panel mit seinem Beitrag über „Das Agrarsystem Nordwestdeutschlands in der Frühen Neuzeit“, wobei er sich dem Thema unter dem Gesichtspunkt der Marktstrukturen und Marktbeziehungen näherte. Die Agrarverfassung Niedersachsens und Westfalens, gekennzeichnet durch Meierrecht, Streubesitz und Bauerschutz, nahm eine Mittelstellung zwischen den freien Pachtverhältnissen Westeuropas und der ostelbischen Gutsherrschaft mit der dort vorherrschenden Schollenbindung ein und bestätigte somit die These des „Agrardualismus“ (Georg Friedrich Knapp) entlang der Elbe nicht. Die Handelsbeziehungen und die konjunkturelle Entwicklung beeinflussten die Herausbildung der Mittelstellung zwischen den Polen Kommerzialisierung (Rentengrundherrschaft) und Refeudalisierung (Gutsherrschaft) maßgeblich. Der Außenhandel mit Agrarprodukten spielte in Nordwestdeutschland zwar nur eine geringe Rolle, doch der Handel mit anderen Produkten (Garn, Leinen), die Entwicklung zum Verkehrsdurchgangsland und Arbeitsmigration veränderten die sozioökonomische Struktur in der Region. Diese spezifischen Rahmenbedingungen sorgten für Stabilität und Krisenresistenz und begründeten die abweichende Entwicklung gegenüber den benachbarten Gebieten östlich der Elbe.

Heinrich Kaak (Potsdam) blickte in seinem Vortrag über „Gutsherrschaft in der Mark Brandenburg“ auf eine Region, in der das Phänomen Zwang in der Agrarwirtschaft eine stärkere Rolle spielte. Eingerahmt von Agrarsystemen mit ausgeprägter Gutsherrschaft im Norden und Osten und gemäßigten landwirtschaftlichen Strukturen im Westen und Süden kam es im 15. und 16. Jahrhundert auch in Brandenburg zur Ausbildung eines gutsherrschaftlichen Systems mit Frondienst und Schollenbindung. Die Vereinigung von Grund- und Gerichtsherrschaft in der Person der lokalen Adeligen, Arbeitskräftemangel, Änderung der Agrarverfassung und Getreideproduktion für den Handel wurden als Faktoren für die Ausbildung der Gutsherrschaft in Brandenburg genannt. Die vergleichbare Stärke der Landesherren, die in Agrarfragen stets handlungsfähig blieben, bewahrte die brandenburgischen Bauern vor einer Steigerung der Gutsherrschaft zur Leibeigenschaft. Die Gutsherrschaft in Brandenburg unterschied sich von extremen agrarischen Zwangssystemen, wie der Leibeigenschaft in Russland und der Sklaverei in Nordamerika, insbesondere dadurch, dass die Untertanen stets Menschen mit

persönlichen Rechten blieben und daher der Verkauf von Leibeigenen ohne ihre Scholle rechtswidrig war.

Einen weiteren Schritt nach Osten unternahm Dariusz Adamczyk (Hannover) in seinem Beitrag über „Die Entwicklung der Gutswirtschaft in Polen-Litauen“. Ab dem 16. Jahrhundert musste der polnisch-litauische Adel für den europäischen Markt produzieren, um seinen Lebensstandard zu steigern oder zumindest aufrechtzuerhalten. Zentral für das Ausmaß der Produktion war dabei die Verfügungsgewalt über Land und Arbeitskräfte, die neben der – tendenziell ergiebigeren – Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzfläche auch zur Herausbildung der Gutswirtschaft führte. Dabei bildeten sich deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Regionen heraus. Im Falle Polen lassen sich die Leitfragen des Panels also folgendermaßen beantworten: Der Handel mit Westeuropa trug folglich in Polen zur Weiterentwicklung des Gutswirtschaftssystems und zur Verschärfung der Fronarbeit erheblich bei, doch auch andere sozio-ökonomische und politische Bestimmungsfaktoren förderten die Ausbildung unfreier Arbeit in Polen seit dem 16. Jahrhundert. Die Einbeziehung Polens in das frühneuzeitliche Handelsnetz vergrößerte seinen Rückstand zu Westeuropa zwar, verursachte ihn jedoch nicht.

Daniel Ursprung (Zürich) ging in seinem Vortrag über „Agrarverhältnisse in der Walachei in der Frühen Neuzeit“ von der Frage aus, warum es in dieser Region zwischen Donau und Karpaten im Vergleich zum sonstigen Ostmittel- und Osteuropa zumindest bis ins 19. Jahrhundert ein so geringes Ausmaß an Frondienst gab. Ein wesentlicher Grund dafür lag in der Osmanischen Oberherrschaft: Zugunsten der Steuereintreibungen für die Landeskasse und der Bezahlung der umfangreichen Tribute an das Osmanische Reich zog die Landesverwaltung (Wojwode) dem Bemühen der Grundherren (Bojaren), ihren Einfluss auf die Bauern auszudehnen, strikte Grenzen. So diente die Einführung der Schollenpflichtigkeit Ende des 16. Jahrhunderts primär der Bekämpfung der Steuerflucht und weniger den Interessen der Grundherren. Ökonomische Beziehungen mit dem westeuropäischen Zentrum hatten im Fall der Walachei keinen Einfluss auf die Formen der unfreien Arbeit, da sie nicht existierten. Als Zentrum fungierte das Osmanische Reich, an deren Peripherie die Walachei lag. Die Agrarverfassung der Walachei stellt somit einen „missing link“ zwischen der osmanischen Agrarverfassung und dem System der Gutswirtschaft Ostmittel- und Osteuropas dar.

In der Abschlussdiskussion wurden zunächst die Vorzüge und Schwächen der Kategorie „Zwang“ für die Einordnung eines Raums in regionale Kontexte diskutiert. Als alternatives Konzept wurde „Energiezufuhr und Energieentnahme“, daher Ressourcentransfer, vorgeschlagen, der in Handelsströmen manifest wird und koloniale Abhängigkeit sowie Zentrum-Peripherie-Beziehungen ausdrückt.

Weiterhin wurden die regionalen Grenzen eines geplanten Forschungsvorhabens zu Agrarverfassungen im Europa der Frühen Neuzeit ausgelotet. Ein Teilnehmer machte im Zusammenhang mit dem Vortrag von Daniel Ursprung die Bedeutung des Osmanischen Reichs für ein solches Vorhaben stark, was unterschiedliche Reaktionen hervorrief.

Um die Ergebnisse dieses Panels einer weiteren Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, sollen die Vorträge in einer gemeinsamen Publikation des Historischen Seminars der Universität Hannover veröffentlicht werden.

Panel 20: Regimes for the Production and Diffusion of Useful and Reliable Knowledge in China and Europe, 1368-1839

Convener: Patrick O'Brien (London)

Bericht: Nadine Jänicke

Purpose: An expanding library of research in modern economic history on Asian agricultures, industries, credit systems, mercantile enterprise and markets for commodities and factors of production has degraded traditional and simplistic "Weberian" perceptions that the West alone had evolved the political, institutional and cultural frameworks of Smithian growth. As Marshal Hodgson observed decades ago "All attempts to invoke premodern seminal traits in the occident can be shown to fail under close historical analysis". Nevertheless, there seems to be one potentially highly significant area in which contrasts between Western Europe and Asia became apparent long before the period of the French Revolution (established by Pomeranz as the conjuncture for economic divergence) and that is in technology and science. Global histories of science and technology certainly leave an impression that flows of useful and reliable knowledge linked to process and product innovations emanated first to an increasing and by the 19th century to an overwhelming degree from European locations. This panel will offer four presentations exploring the origins, nature and significance of contrasts in regimes for the production of useful and reliable knowledge in China and Europe from the Ming Dynasty to the Opium War.

Der britische Wirtschaftshistoriker Patrick O'Brien von der London School of Economics gab den Auftakt zu einer Reihe von Vorträgen, die sich mit der wirtschaftlichen Bedeutung von Wissenschaft und Technik in Asien und Europa von der Ming-Dynastie bis zum Opiumkrieg beschäftigten. Das erklärte Ziel bestand für O'Brien darin, politische, institutionelle und kulturelle Kontexte außerhalb Europas aufzufindig zu machen, die die Produktion und Diffusion nützlichen und zuverlässigen Wissens ebenso beförderten, wie man sie sonst nur in dem sich industrialisierenden Europa des 19. Jahrhunderts zu finden meint. Besonders historische Meistererzählungen wie die von David Landes gerieten in die Kritik für ihre ausschließliche Betonung einer europäischen Vorherrschaft bei der Produktion und Diffusion von nützlichem und zuverlässigem Wissen und dem daraus oft folgenden Fazit, Europa sei wirtschaftsgeschichtlich zunächst die alleinige Antriebskraft für Wachstum und Entwicklung weltweit gewesen. Dagegen soll die historische Rekonstruktion von Unterschieden zwischen Europa und China bei der Produktion und Diffusion nützlichen und zuverlässigen Wissens helfen, die wirtschaftshistorische Dominanz Europas zu perspektivieren. Um dieses zu erreichen, stellte O'Brien ein differenziertes Forschungsprogramm vor, bei dem sich historisch-vergleichende Studien ganz unterschiedlichen Aspekten widmen. So können Vergleiche zur Wissensbildung in Europa und China zwischen 1368 und 1839 zum Beispiel die Rolle von Seehäfen und anderen Handelszentren erforschen, Bildungssysteme und wirtschaftliche Anreizmuster zur Wissensbildung wie Preise und Patente untersuchen, kulturelle Kontexte wie Familie und Beruf betrachten oder die Rolle von Philosophie und Religion bei der Erforschung von Natur und Gesellschaft erfassen.

Harriet Zurndorfer (Leiden) wählte Joseph Needhams Arbeiten als Ausgangspunkt, um den Wissensaustausch zwischen China und Europa neu zu durchdenken. In ihrem Gegenentwurf einer historischen Modernisierungserzählung für China setzte sie sich zunächst mit der in der wirtschaftshistorischen Literatur Europas weit verbreiteten Geringschätzung wissenschaftlicher Leistungen Chinas und dem doch vorhandenen Einfluss chinesischer Forschung auf europäische Gelehrte auseinander. Zurndorfer zeichnete das Verhältnis der chinesischen Wissenschaft zur ‚modernen Wissenschaft‘ nach, wobei sie besonders auf die durch die Jesuiten eingeführten Wissenstraditionen in der chinesischen Forschung einging. Sie berichtete zudem von lokalen Versuchen chinesischer Gelehrter, ältere Wissensbestände aus der Mathematik und Astronomie im 18. Jahrhundert wiederzubeleben. Diese Erkenntnisse betrachtete sie letztlich in einem wirtschaftshistorischen Kontext, beschränkt auf die Zeit von 1780 bis 1830, um diese spezifischen Fortschrittsbestrebungen Chinas auch im Hinblick auf ihre Bedeutung für Wachstum und Entwicklung zu erklären.

Kent Deng von der London School of Economics veranschaulichte dann anhand von Bildern, Modellen und Tabellen die wachstumsteigernden Zusammenhänge von Wissenschaft und Technik in China von 1368 bis 1840. In seiner quantitativen Studie sozioökonomischer Anreize zur Produktion und Diffusion nützlichen und zuverlässigen Wissens richtete er sein Augenmerk vor allem auf die chinesische Geschichtsschreibung, um dort zum einen vielfältige Belege für institutionelle Entwicklungen zu finden, die das chinesische Empire durch eine gezielte Wissensvermehrung in der Gesellschaftsphilosophie und Staatsführung zu fördern verstand. Deng berichtete zum anderen über die große Anzahl von illustrierten Schriften und Broschüren, welche die Entwicklung und Verbreitung technologischer Erneuerungen im militärischen, medizinischen, landwirtschaftlichen oder auch hauswirtschaftlichen Bereich Chinas sicherstellten.

Ian Inkster von der Nottingham Trent Universität gab schließlich zu bedenken, dass, will man Europas Vorreiterrolle in der Produktion und Diffusion nützlichen und zuverlässigen Wissens wirklich dekonstruieren, ein systematisch historisch-vergleichender Ansatz vorhanden sein muss, der auch die Verflechtung von Wissensproduktion und Techniken der Nutzbarmachung von Wissen erfasst. Dabei ging es Inkster im Detail um die räumlichen, zeitlichen, sozialen und kognitiven Verflechtungen von Wissenschaft und Technik, wobei seine These darauf hinausläuft, dass diese Felder im England des 18. Jahrhunderts doch besser verzahnt schienen als anderswo in Europa oder der Welt. Eine soziale Verflechtung zur Förderung von Wissen für die Praxis bestand bspw. in Englands Wissenschaftsclubs, wo Gelehrte und Praktiker ins Gespräch kamen. Eine zeitliche Verflechtung war durch Bücher und Bibliotheken gegeben, die nützliches und zuverlässiges Wissen bewahrten, um es so auch für zukünftige technische Probleme abfragbar zu halten. Eine kognitive Verflechtung ergab sich aus der Masse an Büchern und Schriften, die wissenschaftliche Erkenntnisse in eine Praxis-orientierte Form und Sprache brachten und damit für Praktiker nutzbar waren. Ohne Europa nunmehr gleich wieder den Alleinanspruch auf Kreativität und Erfindergeist zugestehen zu wollen, so Inkster, deuten doch die verschiedenen Verflechtungen von Wissenschaft und Technik auf einen spezifischen Kontext, der die Nutzbarmachung von Wissen in Europa schneller als anderswo zuließ.

In der anschließenden Diskussion standen vor allem methodische Fragen im Mittelpunkt. Wie kann man Wissensströme in einer empirisch-orientierten Wirtschaftsgeschichte fassbar machen? Sollte man die Produktion und Diffusion von nützlichem und zuverlässigem Wissen als Nachfrage- oder Angebotsphänomen erklären? Wie lässt sich das Primat von Kultur bei der Produktion und Diffusion nützlichen und zuverlässigen Wissens empirisch nachweisen? Wäre den Rednern noch Zeit geblieben, hätte es bestimmt auch hierzu nicht an Antworten gemangelt.

Panel 21: The League of Nations Revisited: The Role of International Organizations in the Globalization Process

Convener: *Eckhardt Fuchs (Mannheim)*

Bericht: *Isabella Löhr*

Purpose: This panel deals with the transnational politics of the League of Nations and its global effects. It not only investigates the national interests competing within the League, but also the League's structures, its actors, and networks. The five papers analyze various aspects of the League's work, such as its policies toward economic, legal, health, and educational issues, as well as white slavery. These topics are also approached in a broader outlook by putting the role of transnational organizations into a world history perspective in general and by emphasizing the specifics of the League as the main actor of "European internationalism" during the interwar period.

Im Zuge einer um sich greifenden Debatte über kulturwissenschaftliche Ansätze innerhalb der internationalen Geschichte, in deren Verlauf die internationale Geschichte nicht mehr nur als eine klassische Diplomatiegeschichte interpretiert, sondern verstärkt nichtstaatliche Akteure und internationale Organisationen in den Blick genommen werden, widmete sich dieses Panel dem Völkerbund als der zentralen internationalen Organisation in der Zwischenkriegszeit. Ziel war es, konkrete Tätigkeitsfelder und deren Strukturen, Träger und Netzwerke vorzustellen und nach der Reichweite und Wirkung seiner global ausgerichteten Politik zu fragen.

Im ersten Beitrag thematisierte Matthias Schulz (Vanderbilt University Nashville) die Wirtschaftspolitik des Völkerbundes. Gleich zu Beginn betonte er die zentrale Rolle internationaler Organisationen als Regulierungs- und Steuerungsinstrument in wirtschaftlichen Globalisierungsprozessen, weil sie Spannungen zwischen nationalen Interessen und transnationalen Märkten überbrücken bzw. zwischen ihnen vermitteln. In diesem Sinne wertete Schulz den Völkerbund als eine Modernisierungsstufe, die nach dem Ersten Weltkrieg anstelle der klassischen Diplomatie eine zivilgesellschaftliche Komponente in die internationale Politik einführte, indem über Organisationen wie bspw. die Wirtschaftsabteilung des Völkerbundes Verbände und Experten in internationale politische Entscheidungen eingebunden wurden. Schulz beschrieb die Wirtschaftsabteilung des Völkerbundes als ein internationalistisches Milieu, das in der Regel sehr gut informiert war und sich den Wiederaufbau der Vorkriegswirtschaft zum Ziel setzte. Er skizzierte drei Phasen der Wirtschaftsabteilung: bis 1925 betrieb sie die Wiedereinführung des Goldstandards, von 1925-1933 arbeitete sie an einer Wiederherstellung der Han-

delsfreiheit und ab 1933, so Schulz, verfiel sie angesichts der Weltwirtschaftskrise einer Vergangenheitsanalyse, die sie vor allem zu einem *think tank* für die Nachkriegsorganisation der Weltwirtschaft werden ließ.

Im Anschluss sprach Isabella Löhr (Leipzig) über die Rechtspolitik des Völkerbundes. Am Beispiel der Berner Konvention zeigte sie, wie der Völkerbund in der Zwischenkriegszeit den Grundstein für einen globalen Schutz geistigen Eigentums legte. Die Berner Konvention war ein Vertragswerk vom Ende des 19. Jahrhunderts, das einen internationalen Schutz für Werke der Literatur und bildenden Kunst einführte. Da die Konvention jedoch europalastig war, wurde in den 1920er Jahren das Institut für geistige Zusammenarbeit des Völkerbundes beauftragt, sie mit dem multilateralen Urheberrechtsabkommen der panamerikanischen Union zusammenzuschließen. Auch wenn der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges die Inauguration des fertigen Vertragsentwurfes verhinderte, bereitete der Völkerbund, so Löhr, der Nachkriegsentwicklung dennoch den Weg, weil die UNESCO als direkte Nachfolgeorganisation des Instituts 1946 das Projekt aufnahm und es 1952 mit dem Welturheberrechtsabkommen zum Abschluss brachte. Die besondere Leistung des Völkerbundinstituts bestand darin, dass es die wesentlichen Akteure vernetzte (nationale Regierungen, internationale Organisationen und Experten), so dass sie gemeinsam einen Entwurf für eine Weltkonvention zum Schutz geistigen Eigentums ausarbeiteten, bei der der Völkerbund in einer Mischung aus politischer Autorität und fachlicher Kompetenz leitend aktiv war.

Thomas Fischer (Erlangen-Nürnberg) zeigte in seinem Beitrag über Frauen- und Kinderhandel, wie im Völkerbund international präsente Themen institutionalisiert und Akteursgruppen zentralisiert wurden. Im 19. Jahrhundert war der Frauen- und Kinderhandel ein vor allem in Kolonien viel diskutiertes Thema, das aufgrund von Migrationsprozessen schnell zu einer Debatte mit transnationaler Dimension wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte der Völkerbund sich zum Ort für die Bekämpfung von Frauen- und Kinderhandel. In den Versailler Verträgen als Anliegen verankert, zentralisierte er die Informationen zu diesem Thema, stellte einen steten Kontakt zwischen den bis dahin nur unregelmäßig kooperierenden NGOs und nationalen Regierungen her und bewirkte so eine Verkürzung der Kommunikationswege zwischen den Beteiligten. Institutionell wurden diese Initiativen in der *social section* des Völkerbundes verankert, die internationale Konferenzen veranstaltete, Konventionen verabschiedete, eine permanente Kommission zur Bekämpfung von Frauen- und Kinderhandel einzurichten versuchte und die 1927 einen Bericht über Frauen- und Kinderhandel verfasste, der auf Feldforschung in 28 Staaten beruhte. So erzeugte der Völkerbund durch die Bündelung der bereits vorhandenen Akteure und Ressourcen zu diesem Thema eine Verstärkerwirkung, die er durch die Schaffung eigener Institutionen festigte.

Iris Borowy (Rostock) widmete sich der Gesundheitskommission des Völkerbundes. Als erste ihrer Art nahm sie für sich eine weltweite Zuständigkeit in Anspruch und mit Ausnahme von Indien und dem Vorderen Orient waren ihre Mitarbeiter auch weltweit tätig. Zentral war die Integration der außereuropäischen Welt in die Arbeit der Gesundheitskommission. Für die 1920er Jahre beschrieb Borowy den Wandel von wirtschaftspolitischen Zielen der Gesundheitspolitik hin zum Interesse am tatsächlichen Gesundheitszustand in einzelnen Ländern. Je nach regionalen Spezifika wurden Gesundheitsempfehlungen ausgesprochen, was in den

Kolonien zu einer Überschneidung von gesundheitswissenschaftlichen mit kolonialen Interessen führte. Dennoch blieben besonders statistische Erhebungen schließlich doch auf Europa konzentriert, weil statistische Gesundheitsangaben in außereuropäischen Ländern nur schwer bis gar nicht zu erheben waren. In den 1930er Jahren kam eine sozialmedizinische Komponente in die Arbeit der Kommission hinein bspw. mit Forschungen über die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auf die Gesundheit. Andere Forschungen über allgemeine Themen wie Ernährung, Wohnumwelt etc. führten zur Ausbildung eines normativen Gesundheitsverständnisses. Die Leistung der Gesundheitskommission bestand vor allem darin, die außereuropäischen Staaten über das Thema Gesundheit in den Völkerbund zu integrieren, erste Ansätze für eine Entwicklungshilfepolitik zu formulieren und Wertvorstellungen über Gesundheit zu institutionalisieren und zu globalisieren.

Abschließend stellt Eckhardt Fuchs (Mannheim) am Beispiel des Kinderschutzes Strukturen, Träger und Ziele der Bildungspolitik des Völkerbundes vor. Obwohl die Mitgliedsstaaten die Gründung einer eigenständigen Bildungskommission verhinderten, um die je nationale Bildungshoheit nicht zu gefährden, wurde der Kinderschutz auf Initiative von NGOs in den sozialen Sektionen des Völkerbundes eingliedert und man erreichte schließlich die Gründung eines Kinderschutzkomitees, in dem transnationale Organisationen zum Kinderschutz aus der Vorkriegszeit ein Dach fanden. Fuchs führte aus, wie der Völkerbund sich zu einem Koordinationsszentrum in diesem Bereich entwickelte, indem er an die Vorkriegszeit anknüpfte und mit Hilfe der Internationalen Arbeitsorganisation in den 1920er Jahren eine Vielzahl von Bestimmungen im Völkerbund zur Verabschiedung brachte. Auch wenn die Aktivitäten des Völkerbundes unter mehreren Problemen litten (keine ausreichende Kommunikation innerhalb des Völkerbundes, Delegierte ohne Fachwissen, ein zu breit gefasster Anspruch und unterschiedliche Auffassungen über Interventionen in nationalstaatlichen Gremien) wurde der Völkerbund zu einer internationalen Autorität in diesem Feld, die die internationale Bildungspolitik zu einem selbständigen Thema machte und ihr damit eine neue Qualität verschaffte. Mit seiner Bündelung internationaler Bildungsorganisationen und -initiativen erreichte er erstmalig die Formulierung globaler Bildungswerte und legte so den Grundstein für eine Bildungspolitik, in der NGOs und IGOs zusammenarbeiten und ein globales Bewusstsein dafür entwickelten, was Bildung sein kann und sein soll.

Die Diskussion im Panel kreiste um die Frage nach der Bedeutung und den innovativen Elementen, die der Völkerbund in die internationale Politik einführte. Dafür wurde der Blick auf die Gemeinsamkeiten gelenkt, die die Beiträge für die verschiedenen Tätigkeitsfelder und Sonderorganisationen des Völkerbundes zu Tage förderten: sie funktionierten alle als eine Art Sammelstelle für bereits vorhandene Initiativen, die im Völkerbund eine neue Qualität gewannen, weil sie zentral organisiert und institutionalisiert wurden. Die Initiativen blieben in der Regel nicht auf Europa beschränkt, sondern die Einrichtungen und Gremien des Völkerbundes entwickelten sich zu einer multipolaren Angelegenheit, die europäische und außereuropäische Regionen über konkrete Themen und Aufgaben miteinander verbanden. Diese Annäherungen funktionierten über Kooperationen zwischen Expertenverbänden und nationalen Regierungen und es erstaunt, dass diese vom Völkerbund gestifteten Kontakte zumeist enger waren als die zwischen den einzelnen Abteilungen des Völkerbundes selbst. Das innovative Moment des Völker-

bundes bestand in seinen institutionellen Möglichkeiten, für die einzelnen Themenfelder umfassende Dokumentationen auszuarbeiten, neue Standards zu formulieren und über diesen Weg Wertvorstellungen zu normieren, die weltweit implementiert werden sollten. Auch wenn der Völkerbund in diesem Licht als ein Laboratorium erscheint, das weniger im Politischen, als vielmehr in seinen thematisch organisierten Sonderorganisationen Regeln für einen weltweiten Einsatz ausarbeitete und ausprobierte, herrschte unter den Diskutanten dennoch Einigkeit, dass der Gang in die nationalen Archive wichtig bleibt, da der Völkerbund trotz seiner zivilgesellschaftlichen Komponente eine internationale Organisation war, in der letztlich nationale Interessen vorherrschten.

Panel 22: Power – World – Heritage – History: “World Heritage” and World History⁴

Convener: *Matthias Bruhn (Berlin)*

Purpose: “World Heritage”, as defined by UNESCO, represents a specific version of world history. It designates cultural, natural and mixed sites inscribed into the “World Heritage List” which have paramount and universal value for mankind. The inscription is to promote their protection, advancement and development, which may also lead to an intensified economic exploitation of sites, e.g. in terms of tourism. The panel intends to contribute, in an interdisciplinary way, to the scholarly and pedagogical discussions of transnational history as a new discipline and is to introduce relevant approaches from fields such as ethnology, media studies, art and cultural history into the conference, in order to contribute – from their respective viewpoints – to a common notion of a “history of the world.” The contributions inspect different forms of invention, conceptualization and staging of “World Heritage”.

Panel 23: Global Perceptions of a Eurocentric Theory of Civilization: The Perception of Social-Darwinist Thought in Japan, Turkey and Vietnam in Their Early Nationalist Discourses

Convener: *Gesa Westermann (Hagen)*

Bericht: *Falk-Thoralf Günther*

Purpose: This panel focuses on Intellectual History in a global perspective and will work out different perceptions of Social-Darwinist thought in the late 19th and early 20th centuries. The countries concerned are Japan, Turkey and Vietnam. Our line of inquiry starts with the question of how a Eurocentric concept of World History, as Social-Darwinism was, had been adopted into early nationalist discourses in extra-European contexts and it ends with a glance at national policies of imperi-

⁴ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Matthias Bruhn (Berlin), Norbert Epstein (Cottbus), Petra Henzler (Berlin), Carola Muysers (Cottbus) und Esther Ohse (Cottbus).

alism in the countries mentioned above. We would like to discuss the problem of the extension of a Eurocentric idea of civilization and how it was transformed with changing cultural contexts. In our opinion, ideas are not unchanging entities, rather but occur in specific culturally bound shapes and forms of discourse. The panel will therefore address the influence and appropriation of a Western European idea in other parts of the World.

Ein europäisches Zivilisationskonzept ging um die Welt. So oder so ähnlich ließe sich das Panel auf einen knappen Punkt bringen. Eine derartige Verknappung würde allerdings den Vorträgen und Diskussionen innerhalb der Sektion nicht gerecht werden können. Ideen und Konzepte, zu denen auch der Sozialdarwinismus gehörte, können niemals als feststehende, unveränderliche Größen angesehen werden, wodurch gerade ein Blick auf die unterschiedlichen kulturellen Zusammenhänge, Entwicklungsgeschichten und Traditionen lohnt. Die vier Vorträge der Sektion bezogen sich auf die Rezeption sozialdarwinistischer Ideen in verschiedenen Ländern Europas und Asiens.

Christoph Ramm von der Ruhr Universität Bochum widmete sich in seinem Vortrag „Modern civilization does not have any pity on those who are not civilized“ – Social Darwinism in the Ideology of the Young Turks and the Early Turkish Nationalists“ den Einflüssen des Sozialdarwinismus auf die türkische Politik zwischen Ende des 19. Jahrhunderts und den späten 1920er Jahren. Charles Darwin sah in den Türken eine in der Rassenhierarchie weiter unten stehende Gesellschaft, doch auch trotz Darwins Geringschätzung für die Türken wurden darwinistische Ideen im Osmanischen Reich rezipiert. Die Gründe dafür liegen durchaus nahe: Das Osmanische Reich wurde durch eine ganze Reihe von Kriegen gegen europäische Mächte immer weiter zurückgedrängt. Greifbare Beispiele für den allmählichen Bedeutungsverlust des Osmanischen Reiches waren der Aufstand in Serbien, der griechische Unabhängigkeitskrieg und das Aufleben nationaler Bestrebungen auf dem Balkan, die von europäischen Mächten gern forciert wurden, da diese ihrerseits Interessen an vorher osmanischen Gebieten hatten. Während der Herrschaft des Sultans Abdülhamit II. zwischen 1878 und 1908 wurde ein Modernisierungskurs, besonders in den Bereichen Militär und Bürokratie, eingeschlagen. Weshalb sich in der Folgezeit westliche Ideen im Osmanischen Reich verbreiteten, die über neue Kommunikationskanäle, ausländische, vorwiegend französische, Militärberater und die Einrichtung ständiger Vertretungen in europäischen Hauptstädten, transportiert werden konnten.

Ein politischer Protagonist, in dem sozialdarwinistische Ansichten programmatisch eingebunden waren, war das „Committee of Union and Progress (CUP)“, sozusagen der politische Arm der Jungtürken. Es muss dabei allerdings bemerkt werden, dass die Jungtürken in ihren Anfangsjahren keineswegs eine auf Rasse basierende Nationaltheorie vertraten, vielmehr hatten sie das Ziel, alle ethnischen und religiösen Gruppen des Osmanischen Reiches im Kampf gegen den Absolutismus Abdülhamit II. zu einen. Zudem waren sie von dem französischen Soziologen Gustave Le Bon beeinflusst, der sich besonders gegen eine Herrschaft der Massen aussprach, denn die Massen seien zu unentschlossen, brutal und lediglich in der Zerstörung kraftvoll. Le Bon favorisierte als Herrschaftsriege eine intellektuelle Aristokratie, der er die notwendigen Fähigkeiten zum Lenken eines Staatssystems zutraute. Die Jungtürken, die sich selbst als intellektuelle Avantgarde des Os-

manischen Reiches sahen, griffen dies auf und sahen sich durch Le Bons Theorien bestätigt.

Nach der Revolution der Jungtürken 1908, die zunächst dem Ideal eines gemeinsamen Patriotismus aller Gesellschaften im Osmanischen Reich folgte, schlug die Stimmung allmählich um, nachdem nicht-türkische und nicht-muslimische Gruppen Unabhängigkeitsbestrebungen zeigten, und die CUP verfolgte einen strikten türkisch-nationalistischen Kurs. Im Verlaufe des Ersten Weltkriegs verschärfte sich die Situation noch, und die Regierung des Osmanischen Reiches ging entschieden, aggressiv und unterdrückend gegen nicht-muslimische Teile der Gesellschaft vor. Schramm sah darin durchaus eine Kontinuität zu den sozialdarwinistischen Welterklärungsmodellen, wie sie bei der ersten Generation der jungtürkischen Führer populär waren. „Generally it could be stated the ideas of the early Young Turks also shaped the official ideology of the early modern Turkish Republic founded in 1923. Many of the Republican leaders, including Mustafa Kemal Atatürk, had been former members of the CUP, and most of the principles of the new nation-state were also in continuity of the Young Turk ideology. This is also the case for social Darwinist ideas“, so Ramm in seinem Vortrag.

Gesa Westermann behandelte die Verbreitung sozialdarwinistischen Denkens in Japan. Das Reich der aufgehenden Sonne fühlte sich durch die europäische Expansion bedroht und sah seine einzige Möglichkeit, dem Schicksal, wie es China, Indien und Afrika ereilt hatte, zu entkommen, indem die Flucht nach vorn angetreten werden sollte. Ein Kurs der Verwestlichung oder, wie es damals genannt wurde, der Zivilisation und Aufklärung wurde eingeschlagen. Womit allerdings nicht nur die technologische und militärische Verwestlichung, sondern auch die Übernahme westlicher Staats- und Nationsideen gemeint war, zu denen ab zirka 1882 sozialdarwinistisches Gedankengut gehörte.

Die Rezeption sozialdarwinistischer Ideen war in erster Linie mit der Übersetzung der Werke von Herbert Spencer verbunden. Der englische Soziologe, der als Begründer des Sozialdarwinismus gilt, hatte in seinem Buch „Principles of Sociology“, das von zentraler Bedeutung für die frühe Phase der Rezeption in Japan war, eine von Darwin beeinflusste und über dessen Theorie von der Selektion der Arten durch Verdrängung weit hinausgehende soziale Evolutionstheorie entworfen, in der er die Überlebenschancen verschiedener Gesellschaften zu analysieren versuchte. Spencers Ansicht nach hatten die ausdifferenziertesten Gesellschaften mit einem hohen Grad an Arbeitsteilung die besten Chancen im Konkurrenzkampf zu bestehen, wogegen seiner Ansicht nach kleine, schwache Völker kaum überleben könnten. „Survival of the fittest“ war das kurze Schlagwort, welches Spencers Theorie charakterisiert.

Einer der Ersten, der sich mit dieser Theorie in Japan auseinander setzte, war der Rechtswissenschaftler Katô Hiroyuki, der auch als Berater des meiji-Oligarchen tätig war. Katô hatte sich schon zu Beginn der meiji-Restauration mit der Verbreitung von naturrechtlichen und aufklärerischen Schriften einen Namen gemacht. Er war überzeugt von der Überlegenheit der westlichen Zivilisation und plädierte deshalb schon sehr früh für eine schnelle Verwestlichung Japans. Katô sah einen starken Staat als Garanten für ein Überleben der Gesellschaft in dem weltweiten Konkurrenzkampf, denn nur dort war eine schnelle Anpassung an die allgemeinen Umstände (Verwestlichung) möglich. Westermann sieht darin eine Verkürzung der

Evolutionstheorie auf die Frage, wie schnell sich nicht-europäische Völker verwestlichen und modernisieren konnten und mussten. Zivilisation und Verwestlichung wurden so zur nationalen Überlebensfrage.

Auch die Verfechter einer japanischen Kolonialpolitik machten in den 1890er Jahren von sozialdarwinistischen Ideen Gebrauch. Japan beanspruchte die Rolle des westlichen Kolonisators in Ostasien für sich. Der Messpunkt, um festzustellen, ob eine Gesellschaft unterentwickelt und somit kolonisierbar war, war die Fähigkeit zur Staatenbildung. Japan fühlte sich wegen seiner Verfassung den anderen Völkern Ostasiens in dieser Hinsicht überlegen, womit natürlich den Expansionsbestrebungen und deren Rechtfertigung Tür und Tor geöffnet wurden. Auch rassistische Komponenten kamen hinzu, so wurden diejenigen Völker, deren Gesellschaft weder auf einer gemeinsamen Sprache, Religion und Geschichte basierte, als „schwarze Rasse“, „Barbaren“ und „Wilde“, bezeichnet. Die Chinesen und Koreaner beispielsweise, die nach dieser Theorie zwar eine ethnische Gemeinschaft bildeten, aber auch auf längere Sicht unfähig zur Staatenbildung waren, wurden als „rote Rasse“ angesehen und standen in der vermeintlichen Rassenhierarchie hinter den Japanern. Auch hierbei lassen sich Rückschlüsse auf Spencers Werk ziehen.

Tokutomi Sohō, ein Zeitgenosse Katōs, verfolgte das Ziel die japanische Expansion auf Grundlage des sozialdarwinistischen Zivilisationsmodells von Herbert Spencer zu legitimieren. Tokutomi entwickelte in den 1890er Jahren ein Konzept, welches ein japanisches Imperialreich entwarf, das große Ähnlichkeiten mit denen westlicher Mächte hatte. Japan musste sich seiner Meinung nach ausdehnen, weil Japaner aufgrund ihrer Fähigkeiten in jeglichem Klima siedeln könnten, dadurch die Überbevölkerung gemindert und somit der Wohlstand Japans gemehrt werden könnte. Wirtschaftliche Expansion war bei Tokutomi mit der Emigration japanischer Bauern in die Kolonialgebiete verbunden. Damit war gleichzeitig die Vorstellung verbunden, dass Japan dadurch an wirtschaftlicher Stärke gewinne, was eine Voraussetzung für militärische Stärke sei. Und militärische Stärke war notwendig im „Kampf um das Überleben der Nationen“. Diese Ideen gingen auf Spencer zurück, der den Übergang von einer „militärischen Gesellschaft“ in eine „industrielle Gesellschaft“ als Konzept in seinem Buch „Principles of Sociology“ darstellte und die wirtschaftliche Kraft einer Nation als entscheidend für deren Überleben einstufte. Tokutomi sieht das Expansionsstreben der westlichen Staaten als einen „Trend der Zeit“ an, dem sich Japan anschließen müsse, denn sonst „werden uns die von den blauäugigen und rotbärtigen Rassen wie eine gigantische Welle überschwemmen und uns von unserer Insel vertreiben. Wenn wir nicht das tun, was die aus dem Westen tun, dann werden sie es an unserer Stelle an unserem Platz tun.“⁵

Eine ganz andere Lesart sozialdarwinistischer Vorstellungen erläuterte Gesa Westermann in einem recht knappen Exkurs, der sich den sozialistischen Auffassungen widmete. Knapp 10 Jahre nach Katō und Tokutomi, die beide die Verwestlichung als Gebot der Stunde ansahen und sich nur darin unterschieden, was den eigentlichen Fortschritt der Gesellschaft ausmachte, befassten sich auch japanische Sozialisten mit dem Sozialdarwinismus. Von Einfluss dafür war Kropotkins Buch „Gegenseitige Hilfe“. Kropotkin entwarf darin ein Gegenmodell zur damals existierenden Weltordnung und setzte auf eine aus eigenständigen Staaten beste-

⁵ Siehe Tokutomi Sohō, *Tokutomi Sohō shū*, Tokio, 1930; S. 128.

hende Weltföderation. Grundlage dafür war die Ansicht, dass die Evolution nur auf gegenseitiger Hilfe und Unterstützung basierte und nicht auf dem Überleben des Stärkeren. Übertragen auf die Weltordnung hieße das: Ein Staat, der sich erfolgreich gegen den expansiven Westen durchsetzen konnte, sollte andere Gesellschaften, die vom Westen beherrscht wurden, in deren Kampf unterstützen und so den Weg zur Weltföderation und zum Fortschritt zu ebnen. Eben diesen Denkschemata begegnet man in den sozialistischen Veröffentlichungen, die einen Zusammenschluss aller unterdrückten asiatischen Nationen im Kampf gegen den westlichen Expansionismus und Imperialismus forderten.

Der Rezeption sozialdarwinistischen Gedankenguts in Vietnam war daran anschließend der zweite Beitrag von Gesa Westermann gewidmet. Eine zentrale Rolle in den Betrachtungen nahm der erste in der Forschung bekannte „Nationalist“ Vietnams, Phan Boi Châu, ein, dessen autobiografische Schriften als glaubwürdigste Quellen zur frühen vietnamesischen Unabhängigkeitsbewegung angesehen werden. Phan Boi Châu wurde 1867 geboren und wuchs in einer Zeit auf, als der französische Einfluss in Vietnam oder besser in der Union Indochinoise, wie das Gebiet an der Wende zum 20. Jahrhundert bezeichnet wurde, zunahm. In den 1880er Jahren weiteten sich die Auseinandersetzungen zwischen Vietnamesen und Franzosen aus und gipfelten 1883/84 im Kampf um Hanoi und die Errichtung eines französischen Protektorates 1884. Phan wurde direkter Zeuge der Ausbreitung kolonialer Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen und des dagegen gerichteten Widerstandes zum Schutze der annamitischen Monarchie und der konfuzianischen Gesellschaftsordnung in Indochina. Besonders die Region, aus der Phan stammte, war einer der bedeutendsten Schauplätze dieses Krieges, denn dort wurde der Kinderkaiser Ham Nghi 1885 zum Schutz vor den Franzosen versteckt, und zudem galt das Gebiet als besonders schwer kontrollierbar. Die Kämpfe flauten dort erst in den 1890er Jahren ab.

Diese Erfahrungen prägten schon recht früh das Denken und Handeln Phans, weshalb man, so Westermann, in soziologischer Terminologie unter Umständen von einer antikolonialen Sozialisation sprechen könnte. In seinen frühen Texten glorifizierte Phan folglich die gewaltsame Verteidigung der monarchisch verfassten Gesellschaft und ihrer konfuzianischen Ausrichtung, auch unter besonderer Anerkennung derer, die selbstlos für den Kaiser kämpften und starben. Bis etwa zur Jahrhundertwende behielt er sein Verständnis für den aktiven, kämpferischen Widerstand bei. Später, als er auf chinesische Reformliteratur aus der benachbarten Provinz Hunan aufmerksam geworden ist und möglicherweise auch unter dem Eindruck der militärischen Überlegenheit der westlichen Kolonisatoren, begann er sich gewaltlosen Formen des Widerstandes zuzuwenden.

Die chinesischen Reformliteraten, mit denen sich Phan zu beschäftigen begann, waren, nachdem China mehrere Kriege gegen westliche Mächte verloren hatte, zu dem Schluss gekommen, dass die konfuzianischen Institutionen gegen die expansiven Staaten aus dem Westen keinen Bestand hatten. Sie sahen die einzige Chance zur Rettung Chinas in radikalen Reformen („Reformprogramm der 100 Tage“) auf kulturellem, pädagogischem Gebiet, im Verwaltungsbereich und in der Abkehr vom Konfuzianismus. Besonders der Sieg der japanischen Armee im chinesisch-japanischen Krieg 1895 bestärkte die Reformen in ihren Ansichten, denn Japan wurde durch Anpassung an westliche Normen zu einem sogenannten starken Staat.

Dementsprechend wurden zahlreiche japanische Schriften rezipiert und teilweise ins Chinesische übersetzt, auch die japanischen meiji-Reformen dienten als Vorbild für das angestrebte „Reformprogramm der 100 Tage“. Die chinesischen Reformer verbanden die Ansichten Katô's und Tokutomi's miteinander: Das heißt, die Frage, was den Fortschritt einer Gesellschaft ausmache, die Staatenbildung oder die (freihändlerische) Expansion, stellte sich bei den chinesischen Rezipienten nicht in dem Maße, wie sie es bei den japanischen Vordenkern tat. Japan galt bei den chinesischen Rezipienten als ein starker westlicher Staat, weil das Land notwendigerweise expandierte und somit am Höhepunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung angekommen war. Außerdem hatte es Japan vermocht aufgrund „westlicher“ Reformen zu einem Nationalstaat zu werden, womit auch das zweite der Kriterien erfüllt war, welche „schwache“ und „starke“, westliche, Staaten unterschied.

Was Gesa Westermann in ihrem Vortrag darstellte, war quasi eine Rezeptionskette sozialdarwinistischer Ideen, die in Japan begann und über China nach Vietnam führte. Phan Boi Châu nahm die aus China kommenden Einflüsse auf und teilte das vom chinesischen Reformler Liang Ch'i-ch'ao entworfene Bild des Imperialismus, indem er ihn ebenfalls als eine natürliche Folge des Kampfes der Nationen ansah, die wirtschaftlich und politisch auf der höchsten Ebene angekommen waren. Folglich teilte er auch die dem zu Grunde liegende sozialdarwinistische Idee des Überlebens des Stärkeren, obwohl es bei ihm nicht eine Rassenfrage, sondern eher eine Frage der Entwicklungsmöglichkeiten gewesen zu sein scheint. Gesa Westermann sieht in der gesamten Entwicklung die allmähliche Auflösung eines sinozentrischen Weltbildes zugunsten eines globalen Ordnungssystems der starken und schwachen Staaten, wodurch die damals tatsächlichen Machtverhältnisse in Ostasien realistischer ausgedrückt werden konnten. Durch diese Betrachtung sieht sie die zu dieser Zeit immer klarer und grundlegender werdende Kritik am konfuzianischen Gesellschafts- und Herrschaftssystem bestätigt.

Christoph Johannes Franzen (Frankfurt/ Main) befasste sich in seinem Beitrag „An argument characteristic of an oppressed people: Deutsche und ihre übermächtigen Nachbarn im 19. und 20. Jahrhundert“ mit der Einteilung der Völker in Gruppen, wie sie Leo Frobenius vorschlug, und erweiterte damit den Blickwinkel über den reinen Sozialdarwinismus hinaus. Frobenius, der persönliche Freund Wilhelms II. und anfängliche Verfechter sozialdarwinistischer Ideen, nahm in seinem Spätwerk, beginnend mit seinen Feldforschungen 1904, gar eine sich bewusst vom Sozialdarwinismus abwendende Haltung ein. Auch wenn, wie Franzen anmerkt, gerade diese soziologische Theorie ihn dazu brachte, sich so intensiv mit Afrikanern und deren Geisteswelt auseinander zu setzen, wodurch es ihm erst gelingen konnte, ein positiveres Bild von Schwarzafrikanern zu gewinnen.

Aufgrund der Ergebnisse seiner Forschungen in Afrika, während der er nicht nur Artefakte, sondern auch Mythen und Märchen sammelte, entwickelte Frobenius eine eigene, nicht auf Afrika beschränkte Kulturtheorie, die er 1932 erstmals in seinem Buch „Schicksalkunde im Sinne des Kulturwerdens“ veröffentlichte. Er stellt darin zwei kulturelle, nicht rassistische Archetypen auf, die jedoch losgelöst von ihrer ursprünglichen, etablierten Verwendung als „hamitisch“ und „äthiopisch“ bezeichnet wurden. Frobenius versucht mittels seiner Kulturstudien Unterschiede festzumachen, die in ihrer Charakteristik weltweite Gültigkeit besaßen. Die „Äthiopen“ waren, seiner Einteilung nach, von Religiosität, Sesshaftigkeit, Ackerbau und

Moralität geprägte, streckenweise dadurch vielleicht etwas naive Völker, wogegen die „Hamiten“ von der Jagd geprägte, gierige und gelegentlich mutige Eroberer waren, die mit ihrem Hang zum Machbaren die Welt erobern wollten. Die „Äthiopen“, so stellte es Frobenius dar, ließen sich einer direkten Konfrontation mit den „Hamiten“ sehr leicht durch diese dominieren. Allerdings waren die „Äthioper“ damit nicht automatisch die Verlierer der Geschichte, denn für Frobenius waren sie aufgrund ihrer Pietät, Harmonie mit der Natur, Spontaneität, Empathie und Tiefe die klar Überlegenen. Nach dem Ersten Weltkrieg gesellten sich in Frobenius' Theorie zu den äthiopischen Schwarzafrikanern auch Türken, Russen, ostasiatische Völker und ganz besonders die Deutschen und zu den Hamiten neben den arabischen auch die romanischen und angelsächsischen Völker; wo die Sympathien des Ethnologen lagen, lässt sich leicht ablesen.

Vor diesem Hintergrund und unter dem Eindruck der auch von Frobenius vertretenen Kultur-Zivilisations-Antinomie entfaltete Franzen eine Geschichte von Zwistigkeiten zwischen Preußen bzw. Deutschland und den anderen starken europäischen Mächten, speziell Großbritannien, ohne dabei die Untiefen und Fragwürdigkeiten, die schon damals durch die Interpretation des Modells von Frobenius auftraten, außer acht zu lassen. Das Frobenius-Modell war in der Abgrenzung zu den anderen Mächten sehr hilfreich, besonders dann, wenn Sinnstiftung gefragt war, wie beispielsweise nach dem Ersten Weltkrieg, als das Deutsche Reich zwar besiegt war, sich jedoch auf den eigenen „Äthiopismus“, die vermeintlich tiefere Überlegenheit, berufen konnte.

Panel 24: Early Modern Era Globalization from an Economic Point of View

Convener: *Peer Vries (Leiden)*

Bericht: *Steffi Franke*

Purpose: In this panel a manuscript by Peer Vries entitled "Eurocentrism, Sinocentrism or no centre at all. Reflections on globalization and the economic history of the early modern world" will be discussed. After a brief introduction by the author, the debate will focus on the question of whether and on what grounds one might speak of a global economy in the early modern era. Reference will in particular be made to the views of Wallerstein, Andre Gunder Frank, Williamson and O'Rourke, and Flynn and Giráldez. More in particular the increasingly popular but, according to Vries, quite mistaken and unsubstantiated view will be addressed that China had been the center of a global economy at the time.

In dieser Sektion wurden anhand eines konkreten historiographischen Einzelproblems zentrale Standpunkte in der Diskussion um die Geschichte der Globalisierung und die Weltsystemtheorie verhandelt. Peer Vries stellte die zentralen Thesen seines Papers „Eurocentrism, Sinocentrism or no centre at all. Reflections on globalization and the economic history of the early modern world“ vor, das vorab den Panelists vorgelegen hatte, um ihnen Gelegenheit zu pointierter Reaktion geben zu können. Seine Argumentation wandte sich gegen eine von ihm ausgemachte Tendenz in der neueren globalgeschichtlichen Forschung, die im China der frühen

Neuzeit das Zentrum der globalen Wirtschaft erkennen will. Diese Diskussion findet ihren wissenschaftsgeschichtlichen Ursprung in der Auseinandersetzung zwischen Immanuel Wallerstein und André Gunder Frank über die Periodisierung der Geschichte des Weltsystems, in der Frank Wallerstein Eurozentrismus vorgeworfen hatte, da dieser die Entstehung des Weltsystems vor etwa 500 Jahren ansetze und damit die imperialen und globalen Prozesse der vormodernen Ära ausklammere. Franks Position war dabei in diesem Panel der hauptsächliche Kristallisationspunkt der Diskussion. Vries machte auch sein Anliegen deutlich, diesen Sinozentrismus datenbasiert zu falsifizieren und auf die Gefahren hinzuweisen, die die Ersetzung des eines Zentrismus⁷ (des europäischen) durch einen anderen (den chinesischen) nach sich zieht.

Der zentrale Bestandteil seiner Argumentation war gegen die These von der Absorption des weltweiten Silberaufkommens durch die chinesische Wirtschaft in der frühen Neuzeit gerichtet, das als zentraler Indikator für die These von der dominanten Rolle Chinas in der Weltwirtschaft der frühen Neuzeit verwendet wird. Vries analysierte dazu einerseits die Weltsilberproduktion und ihre Handelswege sowie das pro-Kopf-Silberaufkommen und konfrontierte zweitens die wirtschaftliche Entwicklung in Europa mit der These von der Silberverknappung durch die chinesische Absorption. Das hohe Preisniveau und das hohe Steueraufkommen in Europa einerseits und die hohen Zinsraten in China andererseits deuteten dabei auf eine hochmonetariserte Wirtschaft in Europa und auf eine Knappheit von silbergestützter Währung in China. Vor allem das geringe pro-Kopf-Silberaufkommen in China im Vergleich zu den europäischen – insbesondere britischen – Werten zur gleichen Zeit stützt diese These der Untermonetarisierung der chinesischen Wirtschaft. Ab dem 18. Jahrhundert sei darüber hinaus Gold gegenüber Silber als Basis für eine monetär abgestützte wirtschaftliche Entwicklung in Europa viel bedeutender gewesen. Die Absorption des Weltsilberaufkommens durch China sei also auch aus diesem Grund kein geeigneter Indikator für die zentrale Rolle Chinas in der Weltwirtschaft.

In seinem zweiten Hauptargument problematisierte Vries die Ableitung der Dominanz Chinas in der frühneuzeitlichen Weltwirtschaft aus den Handelsbeziehungen zwischen Europa und China. Die Tatsache, dass vor allem Europäer – und hier besonders die Briten – aus China Luxusgüter wie Seide und Tee importierten, nach China jedoch wenig exportierten, resultiere zwar in einer negativen Handelsbilanz, spräche aber für die Kaufkraft der Europäer einerseits und ließe sich andererseits daraus erklären, dass die Luxusartikel natürlicherweise nicht in Großbritannien hergestellt werden konnten. Es handelt sich hierbei also lediglich um komparative Vorteile. Hieraus eine sinozentristische Struktur der frühneuzeitlichen Weltwirtschaft abzuleiten, lasse sich nicht plausibel machen.

In seiner Reaktion relativierte Patrick O'Brien (London) die pointierte Kritik von Vries, wobei er grundsätzlich die Einschätzung bezüglich der Gefahren eines neuen Zentrismus in der Weltgeschichtsschreibung teilte. Nach O'Brien spräche die Existenz eines Bankwesens im China der frühen Neuzeit aber durchaus für ein höheres Maß an Monetarisierung der chinesischen Wirtschaft als Vries' Thesen dies nahe legten.

Kent Deng (London) stützte in seinen Ausführungen Vries' Thesen. Nach seiner Einschätzung sei China in der frühen Neuzeit von einer agrarisch dominierten

Wirtschaft gekennzeichnet gewesen und existierte vor allem als autarke Gesellschaft und Wirtschaft. Die für eine dominante Rolle in der Weltwirtschaft sprechenden Vernetzungen im globalen Maßstab seien also nur gering ausgeprägt gewesen. Zudem ersetze Opium im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend Silber in seiner Bedeutung für den Handel mit China. Auch insofern sei der Indikator Silberverknappung entkräftet. Erst seit dem Vertrag von Nanking könne von einem Anteil Chinas an der Globalisierung gesprochen werden. Dieser 1842 nach dem Ersten Opiumkrieg zwischen China und Großbritannien abgeschlossene Vertrag sicherte dem Westen einen Zugang zur chinesischen Wirtschaft, auch zu Eigentum und Land. In China entstand eine Händlerklasse, die westliche Kaufleute nach China brachte. Der Außenhandel wurde lebenswichtig für China und wies weitaus höhere Wachstumsraten als die chinesische Wirtschaft an sich auf. Dies sei ein Zeichen globaler Vernetzung und laufe der Autarkisierung der Zeit davor entgegen.

Erich Landsteiner (Wien) betonte in seinem Beitrag die Bedeutung des Handels mit Südostasien insgesamt, nicht nur mit China. In seiner Bedeutung für die globale Wirtschaft der frühen Neuzeit müsse vor allem die Rolle Indiens stärker berücksichtigt werden.

Andrea Komlosy (Wien) entwickelte die ausführlichste Kritik an Vries' Thesen. Sie stellte zunächst grundsätzlich Vries' Behauptung in Frage, die neuere Globalgeschichtsschreibung sei sinozentristisch ausgerichtet. Vielmehr handele es sich um eine große Pluralität von Ansätzen, die sich nicht unter einer dominanten Perspektive summieren ließen. Die von Vries angegriffene so genannte sinozentristische Perspektive sei höchst marginal. Darüber hinaus plädierte sie für eine balanciertere Argumentation, die die quantitativen Argumente von Vries differenzieren müsse. Die Feststellung eines geringen pro-Kopf-Silberaufkommens in China an sich lasse sich noch nicht für eine qualitative Aussage über die strategische Rolle Chinas in der Weltwirtschaft verwenden. Vries müsse in seiner Argumentation die qualitative Seite stärken und beispielsweise der Bedeutung des Imports der erwähnten Luxusgüter mehr Beachtung schenken.

In der anschließenden Diskussion wurden im Wesentlichen vier Punkte vertieft. Zunächst wurde Vries' Kriterium des geringen pro-Kopf-Silberaufkommens in China als geeignetes Gegenargument zur dominanten Rolle Chinas im frühneuzeitlichen Weltmarkt problematisiert. Dem stehe das weitaus größere Ausmaß entgegen, in dem China für den europäischen Markt produziert habe als dies umgekehrt der Fall gewesen sei. Dies stütze die These André Gunder Franks von der großen Bedeutung der chinesischen Wirtschaft. Dem hielt Vries entgegen, dass für die Bewertung einer globalen Rolle interkontinentaler Handel und spill-over-Effekte die entscheidenden Elemente seien. Hier komme China nur eine marginale Rolle zu. Pointiert formulierte Vries, dass die frühneuzeitliche Weltwirtschaft auch ohne China funktioniert hätte.

Als zweite und zentrale Linie der Diskussion wurde deutlich, dass im Mittelpunkt der Globalgeschichte, die auf die frühneuzeitliche Wirtschaft fokussiert, das weltweite Netz des Silberhandels stehen müsse, dessen wichtiger Teil China definitiv gewesen sei. Darüber hinaus müsse die Region Asien insgesamt betrachtet werden, innerhalb derer China kontextualisiert werden sollte. Einige Diskutanten stellten nochmals die zentrale Rolle Indiens heraus. Die wichtige Rolle Asiens für die frühneuzeitliche globale Wirtschaft lasse sich aber nicht am Indikator des Sil-

berhandeln festmachen. Ein differenzierterer Blick auf die einzelnen Wirtschaftsordnungen müsse den Weg für eine Analyse frei machen, die das schnelle Aufholen Chinas Ende des 20. Jahrhunderts nach einer langen Marginalisierungsphase erklären könne.

Dies führt zum dritten Feld der Diskussion, in dem die wirtschaftsgeschichtliche Perspektive in der Globalgeschichte mit ihrem Fokus auf modernisierungstheoretische, kapitalismuszentrierte Kriterien in Frage gestellt wurde. Vielmehr müsse kultureller und ideologischer Macht eine größere Aufmerksamkeit gewidmet werden, die möglicherweise unabhängig von oder in anderem Zusammenhang zu wirtschaftlich-kapitalistischer Macht gesehen werden könne.

Die vierte Ebene der Diskussion war an der Kontroverse zwischen Komlosy und Vries orientiert. Nach Einschätzung des Auditoriums seien die Differenzen in der Herangehensweise und Bewertung nicht so groß wie dies in der vorangegangenen Debatte scheinen mochte. Komlosy betonte dabei nochmals, dass die Frage nach Sino- oder Eurozentrismus nicht entscheidend sei. Vielmehr sei eine gewisse Perspektivierung der jeweiligen Globalgeschichte unvermeidbar, dies ziehe aber eine große Pluralität nach sich.

Diese Pluralität, die sich allerdings gleichzeitig entlang konkreter Trennlinien organisiert, wurde in einer lebhaften und produktiven Diskussion deutlich. Die Frage nach bestimmten regionalen Fokussierungen und nach Periodisierungen von globalen Prozessen in der Globalgeschichtsschreibung ist ein solcher Kristallisationspunkt, der direkt auf Erklärungsmuster und historiographische Defizite in heutigen Globalisierungsdiskussionen verweist. Die hochspezialisierte Erörterung frühneuzeitlicher Phänomene hat in dieser Auseinandersetzung ein großes Maß an Klärung der einzelnen Positionen ermöglicht.

Panel 25: Enlightenment and World History

Convener: *Günther Lottes (Potsdam)*

Bericht: *Uli Schuster*

Purpose: The theme starts from the observation that in the present process of globalization, references to the Age of Enlightenment are booming. This is true in particular of the imperial claim to the process of globalization by the Americans, even though their own denominational atavisms are involved in the problem. But Enlightenment has yet another aspect: the scientific-technological one, which is not restricted to the area in the narrower sense, but impels into a rational pervasion of the world. The question would thus be: are there "enlightenments" in other cultures with different effects? Could Western Enlightenment be thought or received "halved"? Finally: How does Enlightenment itself, with its key categories, prepare a Eurocentrist, imperial understanding of the world?

Die im Zuge der Globalisierung intensivierten gesellschaftlichen Suchbewegungen haben auch der Aufklärung als historischem Bezugspunkt, um dessen Bedeutung gerungen wird, eine neue Relevanz verschafft. Nicht nur in den USA, sondern auch in Europa bedrängen religiöse Deutungsangebote den naturwissenschaftlichen Erkenntnisstand. Interpretationen des Kreationismus können jenseits des Atlantiks ihren wachsenden Erfolg an Schritten der Institutionalisierung im Bildungssystem

ablesen, während hierzulande jüngst der katholische Initiationsritus anlässlich des Kirchentages in Köln für die keinesfalls marginale Attraktivität spiritueller Sinnsuche interpretierbar war.

Scheint die moderne Rationalität der Welterklärung als ein grundsätzliches Prinzip der Aufklärung also erneut umkämpft zu sein, gilt „Aufklärung“ andererseits in den Konflikten um eine neue Weltordnung als legitimationspolitisch taugliche Chiffre für gesellschaftlichen Fortschritt. Auch hier wäre es ein Irrtum, nur auf die Vereinigten Staaten zu verweisen, und mit investigativer Geste ihrer Propaganda vom Export der Freiheit mit Verweis auf den religiösen Backlash im eigenen Lande Bigotterie vorzuwerfen. Es ist eine bis heute nur wenig gebrochene Tradition der Intellektuellen auch auf dem alten Kontinent unter Bezug auf die „Vernunfttradition“ in Europa sowohl an der Konstruktion westlicher Überlegenheit als auch an der Selbstidentifikation in der transatlantischen Konkurrenz mitzustricken.

Der zeitgegenwärtige Konjunkturschub der Debatten über Aufklärung war dem Panel unter Leitung von Günther Lottes, Leiter des *Forschungszentrums Europäische Aufklärung* in Potsdam, Anlass, dem Phänomen auf der Ebene des ursprünglichen Entstehungskontextes als auch aus verschiedenen Perspektiven weltgeschichtlicher Rezeptionsweisen zu begegnen, um so einem ontologisierenden und instrumentellen Verständnis zu entgehen.

Im Vortrag von Lottes wurde aus der Rekonstruktion der Gedankenwelt, wie sie sich in den Schriften von Montesquieu, Bacon, Voltaire und Rousseau nachvollziehen lässt, deutlich, dass sich Aufklärung zwar mit einer spezifischen Denkweise in abstrakten Kategorien verband, diese aber von ihren Protagonisten nicht gleichzeitig mit entwicklungsgeschichtlichen Ableitungen und Fortschrittsideologien gekoppelt wurde. Mit der Etablierung rationaler Bewertungsmaßstäbe sollte das Wissen der Welt nach dem „Verschwinden“ Gottes neu geordnet werden, aber Europa oder den „Westen“ konstituierte man noch nicht als ein Zentrum dieser Aufklärungsbewegung. Statt einer funktionalen Legitimation widmeten sich moderne Intellektuelle den Rätseln der Welt zunächst noch mit einer sachlichen, ja kosmopolitischen Offenheit der Betrachtung.

Ein etwas abweichendes Bild zeichnete Silvia Sebastini vom Instituto Italiano di Scienze Umane (Florenz), die für Schottland einen ambivalenten Prozess der Aufklärung schilderte. Am Beispiel der Schottischen Historiker (z.B. David Hume) am Ende des 18. Jahrhunderts zeigt sich das Nebeneinander von wissenschaftlichem Fortschritt und hierarchischer Kategorisierung der Menschheit im Zeitalter der Aufklärung. Im selben Zeitraum, in dem die herkömmlichen Methoden der Geschichtsbetrachtung anhand von Königen und Helden durch eine Perspektive auf vergleichende Gesellschaftsforschung abgelöst wurde und damit kulturelle sowie soziale Differenzen erklärt werden konnten, verband sich diese progressive Sichtweise mit aufkommenden Rasse-Konzeptionen aus der Anthropologie. Dies war gleichermaßen Ausgangspunkt für eine subordinierende Menscheneinteilung als auch für eine schottische Nationalidentifikation.

Aus einem anderen national-spezifischen Blickwinkel erschien die Wirkung der neuen Denkweisen weniger als ambivalenter Gesamtprozess, sondern als zeitlich ungleichmäßig und widersprüchlich verlaufender Zusammenhang. Iwan-Michelangelo D’Aprile, ebenfalls vom Forschungszentrum für Europäische Aufklärung, belegte dies anschaulich am Beispiel des deutschen Außereuropadiskurses.

Dieser diene keinesfalls nur zur Identifikation der deutschen als „Kultur- und Sprachnation“, deren reisende Intelligenzia sich auf die Suche nach den Ursprüngen machte. Eine solche Interpretation träfe zweifelsohne auf Friedrich Schlegel und sein Werk „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ zu. Dort wird der Subkontinent zur Heimat von germanischer Ursprache und Religion sowie zum Ort höchster Romantik stilisiert. Dies sei aber nur eine Rezeptionsweise des Kulturrelativismus der Spätaufklärung. Neben dem nationalen Kulturalismus der Romantik existierte aber auch ein „nicht-national orientierter Kulturpluralismus, der noch weitgehend den kosmopolitischen Traditionen der europäischen Aufklärung verbunden bleibt“ (D’Aprile). Bevor der nationalistische Bezug eine dominante Position einnehmen konnte, fanden sich bei einer Mehrzahl aufgeklärter Wissenschaftler im deutschen Außereuropadiskurs zu Beginn des 19. Jahrhunderts, unter ihnen Klaproth, Humboldt oder Goethe, kaum nationale Motive, und nicht selten wurde der aufkommende Nationalismus zurückgewiesen.

Unter anderen Bedingungen wurde die Aufklärung in denjenigen Regionen der Welt wahrgenommen, die zu den Interessensphären der imperialistischen europäischen Mächte erklärt wurden. In China, in dem die Herrscher bis zum ersten Opiumkrieg gegen die Briten (1839-1842) selbst noch von der Überlegenheit gegenüber den westlichen Barbaren ausgegangen waren, reagierten Intellektuelle mit einer Mischung aus Angst und Hoffnung, Abwehr und Interesse auf die von außen eindringende neue Gedankenwelt. Ricardo K.S. Mak von der Hong Kong Baptist University beschrieb einen stufenartigen Rezeptionsprozess: Gingen politische und militärische Führer wie Lin Zexu und Wie Yuan im Diskurs über die Neuinterpretation der chinesischen Rolle in der Welt zunächst noch davon aus, eine Reform der Militärpolitik könne die Bedrohung der Außenwelt abwehren und China einen eigenen Entwicklungspfad beschreiten, öffneten sich eine zweite und dritte Generation von Denkern den „westlichen“ Ideen. Die in Europa weit gereisten Diplomaten Guo Songtao und Xue Fucheng schlossen wenige Jahre später aus den entwicklungshemmenden Defiziten der chinesischen Gesellschaft nicht auf einen abgeschotteten Entwicklungsweg, sondern angesichts des als erfolgreich wahrgenommenen europäischen Modells sahen sie eine partielle Integration in die westliche Welt als Bedingung für Chinas Wiederaufstieg. Unter dem Eindruck des zweiten verlorenen Opiumkriegs (1856-1860) übernahm schließlich eine dritte Generation (Wang Tao, Yan Fu) den in Europa entstandenen und sich schnell verbreitenden Sozialdarwinismus als Erklärungs- und Orientierungsmodell und interpretierte Chinas Situation in der Welt als „Kampf ums Dasein“. Der Kontakt mit der europäischen Aufklärung stand also, wenn er nicht von vorneherein von Abwehr geprägt war, in einem engen instrumentellen Verhältnis zu Vorstellungen nationaler Stärke und Unabhängigkeit.

Im letzten Beitrag des Panels erklärte Jacob Emanuel Mabe (Potsdam), warum die europäische Aufklärung in Afrika nur teilweise zu einer Modernisierung des Denkens geführt habe. Der emanzipatorische Erfolg der Aufklärung in Europa sei eng an die Entstehung europäischer Zentralsprachen geknüpft gewesen. In Afrika selbst wurde die moderne Gedankenwelt dann zwar über die Sprachen der Kolonialmächte importiert, aber gleichfalls deren Ausbreitung und Wirkung zugleich fest mit diesen Sprachen verbunden. Dies kam aber nicht nur quantitativ einer exklusiven Limitierung gleich. Da modernes Denken nicht Eingang in die afrikanische

Sprachwelt fand, galt es als das „Fremde“, welches für Unterdrückung und nicht für Befreiung stand. Eine eigene afrikanische Aufklärungsdynamik scheiterte bis heute an einem adäquaten sprachlichen Bezugssystem.

Auch wenn an dieser Stelle aus dem Auditorium davor gewarnt wurde, in der Gegenüberstellung regionaler Eigenheit gegenüber dem zweifelsohne nicht nur universalistischen, sondern eben auch expansionistischen Anspruch der westlichen Aufklärung gleich einen Garanten für eine Freiheit befördernde Wirkung zu sehen, blieb das Panel frei von großen Kontroversen. Es waren eher die verschiedenen regionalen Fokussierungen und Ausdifferenzierungen, die es zu einer interessanten Veranstaltung machten. Wohl auch deshalb blieb ein großer Interpretationskonflikt aus.

Panel 27: Critical Junctures of Globalization⁶

Conveners: *Ulf Engel (Leipzig), Matthias Middell (Leipzig)*

Purpose: This panel looks at processes of globalization in terms of their critical junctures. These are historical spaces, moments and arenas of globalization in which spatial orders are contested and reshaped. The critical junctures of globalization are characterised by distinctive new segmentations of the world, by fragmentations and reconfigurations, i.e. the destabilization of old and the development of new spatial order. The critical junctures of globalization produce specific resources for social and cultural action. The panelists invites for a dialogue of different academic approaches towards the study of globalization. International Studies and Global History perspectives will be given on case studies from Europe, the Middle East and Asia.

Panel 28: Intervention and Occupation

Convener: *Helmut Stubbe da Luz (Hamburg)*

Bericht: *Elena Temper*

Purpose: This panel starts with a model of rule by occupation. The model has been developed using the case of the Napoleonic occupation of Northern Germany. Among other aspects, it includes a list of types of occupation, a developmental scheme of rule by occupation and a list of the phenomena related to the social changes caused by an occupation. The second contribution presents a diachronic comparison of the three Anglo-American occupations of Iraq in the context of the discussion about "globalization". The question of in what respect the contemporary occupation of that country differs from the previous colonial rule will also be addressed. In the third contribution, an overview will be presented of the different

⁶ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Thomas David (Lausanne), Hartmut Elsenhans/ Rachid Ouissa (Leipzig), Ulf Engel (Leipzig), Yuval Harari (Jerusalem), Valeska Huber (Konstanz), Matthias Middell (Leipzig), Diego Olstein (Jerusalem), Stefan Scheil (Neuhofen) und Gunnar Wendt (Köln). Beiträge aus diesem Panel wurden publiziert in Heft 56 des Jahrgangs 2005 der Zeitschrift *Comparativ* (Hrsg. Ulf Engel/ Matthias Middell).

expansion processes of the modern Afghan state as well as those interventions and occupations, that the Afghan state had to suffer in modern times. The result is an intervention or occupation balance sheet. In the fourth contribution, a model of intervention will be sketched that makes use of system theory terminology. The interventionist's aim to increase the resources of the system dominated by them in a way that is not necessarily tolerated by the other side. In doing so, they have to take the autopoietic forces of the target system into account.

Das Panel „Intervention and Occupation“ beschäftigte sich mit Formen und Typen von Besatzungsherrschaften und Interventionen. Anstatt der angekündigten vier wurden nur zwei Vorträge auf dem Panel gehalten, diejenigen von Helmut Stubbe da Luz von der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr und Christian Lekon von der Universität Hannover/ Istanbul.

Stubbe da Luz präsentierte am Beispiel der napoleonischen Okkupation Norddeutschlands, ein Modell der Besatzungsherrschaft, das eine Kategorisierung von Okkupationstypen, eine Aufstellung von Okkupationsphasen und einen Katalog der Phänomene okkupationsbedingten gesellschaftlichen Wandels enthält. Eine Okkupation im Sinne einer Inbesitznahme eines fremden Territoriums ist ein universalhistorisches Phänomen, so dass seine Analyse eines universellen Klärungsmodells bedarf, das von Stubbe da Luz in seinen „Überlegungen zu einer vergleichenden Okkupationshistorie am Beispiel der Napoleonischen Besatzungsherrschaft in Norddeutschland“ anvisierte. Stubbe da Luz hatte nach einer umfassenden Definitionsherleitung vom Okkupationsbegriff eine Typisierung von Okkupationen vorgenommen. Er unterschied zwischen Disziplinierungsokkupationen, expansionistischen oder imperialistischen Okkupationen und Unterstützungs-Okkupationen, wobei er innerhalb dieser Hauptkategorien noch insgesamt dreizehn weitere aufzählte. Ferner beschrieb er die sieben Phasen eines einfachen Okkupationskomplexes, um diese im Anschluss am Beispiel des französisch-hanseatischen Okkupationskomplexes zu veranschaulichen. Darauf folgten ein zwölf Hauptelemente umfassendes Okkupations-Modell sowie ein Versuch, die Merkmale des okkupationsinduzierten soziokulturellen Wandels zusammenzufassen. Die praktische Anwendbarkeit des Modells demonstrierte Stubbe da Luz immer wieder an seinem Fallbeispiel, konzidierte jedoch von vornherein, dass die Kategoriebildung grundsätzlich erweiterbar ist. Es stellt sich jedoch die Frage, ob ein Universalmodell als Erklärungsmuster für beliebige historische Ereignisse betrachtet werden kann, oder ob epochen- oder fallspezifische Konzepte dem übergreifenden Modell vorzuziehen wären. Verlaufen tatsächlich alle Okkupationen nach dem gleichen Muster, oder gibt es doch Unterschiede, bedingt durch kulturelle, sozioökonomische und politische Entwicklungen? Diese Möglichkeit schloss Stubbe da Luz jedoch aus, da seiner Meinung nach die Argumente dafür unzureichend seien.

Im anschließenden Beitrag „Die britische und amerikanische Besetzung Iraks: Hegemoniale Zyklen oder Diskontinuität?“ stellte Christian Lekon einen diachronen Vergleich der drei anglo-amerikanischen Besetzungen Iraks vor dem Hintergrund einer Globalisierungsdebatte an. Zunächst erläuterte er anhand eines historischen Rekurses politische Konstellationen und Besonderheiten der jeweiligen Besatzungsregime. Aus der ersten britischen Okkupation während des I. Weltkrieges ist die Gründung des Staates Irak hervorgegangen. Der Staat hatte die Form einer parlamentarischen Monarchie und war weitgehend der britischen Verwaltung

unterstellt. Die Okkupationsmacht betrieb eine konservativ ausgerichtete Politik und stützte sich auf die Kooperation mit den irakischen Eliten, die ein deutliches Mitspracherecht hatten. Die zweite Okkupation (1941) hatte vornehmlich restaurativen Charakter. Die Briten kooperierten mit den gleichen Eliten, und ihre Bemühungen um soziale Reformen blieben im Ansatz stecken. Das Faktum, dass die Monarchie ihre Vormachtstellung durch die Okkupation wiedererlangte, untergrub ihre Legitimität im Land. Während der dritten amerikanisch-britischen Okkupation seit 2003 wurde das Land zuerst einmal von der durch die USA dominierten Besatzungsbehörde verwaltet, der in diesem Jahr Wahlen zur Nationalversammlung sowie Regierungsbildung und ein Verfassungsentwurf folgten. Das Ziel der Amerikaner ist die Transformierung Iraks in eine liberale Demokratie mit *laissez-faire*-Wirtschaft.

Lekon versuchte die drei Besetzungen Iraks aus der Sicht der Globalisierungstheorie des britischen Soziologen Anthony Giddens zu interpretieren. Giddens nennt vier Merkmale der Globalisierung: 1. Existenz verzugsfreier Kommunikationsmedien, 2. De-Traditionalisierung, 3. Entkräftung nationalstaatlicher Kontrollmechanismen im Bereich der Politik, 4. bedeutende Zunahme des Welthandels und globaler Finanzmärkte und Wandel in der Unternehmensstruktur im Bereich der Wirtschaft. Giddens argumentiert wie viele Globalisierungstheoretiker, dass zwischen der globalisierten Welt der letzten vierzig Jahre und den früheren Jahrhunderten der Moderne starke Unterschiede zu verzeichnen wären. Diese These prüfte Lekon, indem er die beiden ersten Okkupationen Iraks im Vergleich zu der gegenwärtigen untersuchte. In Bezug auf die verzugsfreie Kommunikation stellte Lekon zum einen fest, dass sie zwar ein wichtiges, aber keinesfalls dominierendes Element bei der Herausbildung politischer Öffentlichkeit ist, die sich gegen ein Okkupationsregime richten kann, und zum anderen, dass es keinen qualitativen Unterschied zwischen der Bedeutung von Telegraph und Radio und Internet und Satelliten-TV gibt. Als Vertreter von Tradition im Sinne Giddens bezeichnet Lekon islamistische bzw. nationalistische Bewegungen, mit denen die Besatzungsmächte konfrontiert waren. Er kommt zum Ergebnis, dass bei allen drei Okkupationen Iraks sowohl die führenden politischen Gruppen Iraks als auch die politische Elite der Besatzer von traditionalistischen Diskursen bestimmt waren. Auf der einen Seite stünden irakische Islamisten und pan-arabische Nationalisten, die sich als Hüter der islamischen bzw. der arabischen Tradition verstanden (und verstehen), und auf der anderen, die so genannten „gentlemanly capitalists“, die sich als Angehörige einer verhältnismäßig exklusiven englischen Sozialschicht als „Wächter“ über die kolonialen Völker begriffen, und die Symbiose aus der christlichen Rechten in der amerikanischen Regierung und den neo-konservativen Intellektuellen, die sich als „Wächter der Gesellschaft“ im Sinne Platons verstehen. Alle drei Okkupationsmächte mussten sich mit supra-, sub- und transnationalen Kräften arrangieren. Während der zweiten Besetzung spielten die nicht-staatlichen Institutionen eine verhältnismäßig marginale Rolle. Was die globalen Finanzströme betrifft, sind sie, so Lekon, während der dritten Besatzung nicht bedeutend weniger geworden als während den ersten beiden. Es lässt sich lediglich bezüglich der Unternehmensstruktur ein Unterschied feststellen: Während der britischen Okkupationen neigten die im Irak tätigen Firmen zur Konzentration und Bürokratisierung, neuerdings gewinnen kleinere Unternehmen und sub-kontraktierende Großfirmen an Bedeutung.

In der pointierten Zusammenfassung seiner Forschungsergebnisse übte Lekon leichte Kritik an Giddens Globalisierungstheorie (die von Giddens aufgezählten Phänomene seien kein Spezifikum der letzten Jahre) und präsentierte am Schluss in Anlehnung an Giddens sein eigenes Konzept globaler sozialer Systeme. Dabei nannte er vier autonome, aber miteinander integrierende Elemente, die bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts existieren: 1. Kommunikationssystem (verzugsfreie Medien), 2. Legitimationssystem (Traditionen), 3. Politisches System (Staaten) und 4. Wirtschaftliches System (Firmen). Danach wurden alle drei Okkupationen durch die quantitative Zunahme verzugsfreier Kommunikation und die dialektische Dynamik von Traditionen beeinflusst. Politisch gesehen fand die erste Okkupation in der Spätphase der britischen Hegemonie statt, in der supra-, sub- und transnationalen Kräfte zunehmend staatlicher Kontrolle unterlagen. Die zweite Okkupation markiert einen Übergang von der britischen zur amerikanischen Hegemonie und ist durch die Schwächung der nicht-staatlichen Akteure gezeichnet. Während der beiden Okkupationen dominierten im Wirtschaftssektor bürokratische Großunternehmen. Die gegenwärtige Okkupation repräsentiert die noch andauernde Aufstiegsphase der amerikanischen Hegemonie, wobei die supra-, sub- und transnationalen Elemente an Bedeutung wiedergewinnen. In wirtschaftlicher Hinsicht überwiegen dezentrale Unternehmensformen.

Inhaltliche Kohärenz der Vorträge und sorgfältig ausgesuchte Fallbeispiele und nicht zuletzt detailliert vorgestellte theoretische Konzeptionen sorgten für eine durchweg engagiert geführte Abschlussdiskussion.

Panel 29: The World Re-Ordered: Global Moments and Movements, 1880-1930

Conveners: *Dominic Sachsenmaier (Santa Barbara), Sebastian Conrad (Berlin)*

Bericht: *Maria Hidvegi*

Purpose: In the course of the increase in global interactions since the late 19th century, the order of the world has been fundamentally restructured. Imperialism, the globalization of the nation-state system, but also universalizing visions of world order such as socialism or anarchism have spread quickly around the globe, albeit locally specific versions. Many of those visions have been countered and challenged by concepts of world order based on different cultural positions outside Europe and the United States. Some of the approaches, often shared by transcultural opinion camps, have posed alternative modernities and alternative universalisms as strategies to decenter the globalizing process.

Am Anfang stellte Dominic Sachsenmaier (University of California at Santa Barbara) ein von der DFG gefördertes amerikanisch-deutsches Forschungsnetzwerk vor, in dem er mit Sebastian Conrad und neun anderen jungen Wissenschaftlern Konzepte von Weltordnungen von ca. 1880 bis zum Aufkommen der totalitären Regime um 1930 untersucht. Einige Projekte der in das Netzwerk eingebundenen Wissenschaftler wurden in der Sektion vorgestellt.

Harald Fischer-Tiné (Berlin) sprach über “Global Civil Society and the Forces of Empire. The Salvation Army, British Imperialism and the ‘pre-history’ of NGO-s (ca. 1880-1920)”. Der Vortragende griff auf Kritiken der Globalisierung zurück, die in der Errichtung einer globalen Zivilgesellschaft mit NGOs als Kernorganisationen das einzig effektive Mittel für einen Widerstand gegen die gefährliche Entwicklung der asymmetrischen wirtschaftlichen und politischen Beziehungen sehen. Fischer-Tiné hat anhand einer der erfolgreichsten philanthropischen Bewegungen, der Salvation Army, die a-priori-Zuordnung der globalen Zivilgesellschaft und die ‘forces of empire’ hinterfragt. Die 1865 auf den Traditionen der Mittelschicht beruhende Wohltätigkeitsorganisation, die die Re-Christianisierung der städtischen Armen zum Ziel hatte, konnte ihre ersten Erfolge in den 1880er Jahren ernten. Von da an verfolgte sie als quasi militärische Organisation ihr global erweitertes Ziel und bot dafür ein soziales Programm (Umerziehung durch Arbeit). Mit Hilfe der dreifachen Verflechtung der Heilsarmee mit imperialer Ideologie und Praxis wurde dargestellt, dass der von NGOs getragene neue Internationalismus nicht unbedingt eine Herausforderung für Staat und Empire bedeutet. Erstens betonte Fischer-Tiné, dass sogar apolitische und regierungsfeindliche Organisationen und historische Akteure von der imperialen Rhetorik, Weltanschauung und Form der Wissensbeschaffung nicht unberührt blieben. Zweitens wurde auf der praktischen Ebene eine Verminderung der städtischen Armut in England teilweise durch die Emigration der „umerzogenen“ Armen in die Kolonien gefördert, wozu die koloniale Infrastruktur unentbehrlich war. Drittens sollte die politische Verflechtung nicht vergessen werden, da die einst von den staatlichen Behörden verfolgte Heilsarmee für das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhundert „the guardian of the empire“, „a sort of huge service business for social control“ wurde. Die Elemente des Erfolgs der Heilsarmee waren: Fähigkeiten bei Nutzung der Massenmedien, ein starker Lobbyismus, unternehmerische Fähigkeiten und die Abhaltung der Armen von einer Revolution, was die staatliche Unterstützung garantierte. Auf Fragen nach der Rolle der Frauen in der Heilsarmee wurde diese als progressive, anti-establishment-Organisation bezeichnet, da sie stark auf die Öffentlichkeitsarbeit der Frauen gesetzt hat und sie die Uniform tragen ließ.

Der Vortrag von Sebastian Conrad über „Global Mobility and Nationalism. Chinese Migration and the Ethnicization of Belonging 1880-1910“ zielte auf die Revision genereller Annahmen über die Geschichte des Nationalismus ab. Aufgrund der von der Chinesischen Kulibewegung ausgelösten Reaktionen in Deutschland, in den USA, in Australien und in China selbst wurde dargestellt, dass um die Jahrhundertwende außer den unbestreitbaren traditionellen und „invented traditions“-Elemente der Nationsbildung die globalen Migrationsprozesse einen erheblichen Einfluss auf die Nationalisierungsdiskurse ausgeübt haben. Der so entstandene globale Kontext hat die Art und Weise beeinflusst, wie die Nation verstanden wurde und wie ihre In- und Exklusionsstrategien funktionierten. Erstens entwickelten die Staaten Strategien, um Massenbewegung zu kanalisieren, zu kontrollieren und aufhalten zu können, was zur Wandlung der bisherigen symbolischen zu nationalen Grenzen beigetragen hat. Zweitens wurden die ethnischen und rassischen Elemente der nationalen Zugehörigkeit in den Vordergrund gerückt: siehe dazu den kulturell motivierten Protektionismus der heimischen Agrarproduktion sowie die parallelen antisemitischen und „Gelbe Gefahr“-Exklusionsdiskurse in Deutschland, den ame-

rikanischen Chinese Exclusion Act (1882) und die Erfindung der Tradition des „White Australien“. Drittens hat die globale Bewegung von Waren und Menschen zur Entwicklung eines globalen und Systembewusstseins beigetragen, in dessen Kontext die Nationalstaaten existierten und sich behaupteten. Dieses globale Bewusstsein hat lokalen politischen Akteuren ermöglicht, lokale und nationale Angelegenheiten mit globalen Strukturen in Zusammenhang zu bringen („glocalization“). Die Kulibewegung habe außerdem die Entwicklung des chinesischen Nationalismus dreifach beeinflusst: durch die Auslösung nationaler Gefühle auf dem Festland gegenüber den in der Diaspora lebenden Chinesen, durch die Ersetzung der „Chinesischen Zivilisation“ durch die Rasse als zentrale Kategorie der nationalen Zugehörigkeit und drittens durch die Re-territialisierung Chinas, da es von nun an als einer der Nationalstaaten der Welt verstanden wurde.

In der anschließenden Diskussion wurde nachgefragt, ob die Migration generell solche Folgen auslöst oder ob es spezifisch für diesen Fall sei. Dabei wurde auf die osteuropäische Migration hingewiesen, die auf eine ähnliche Weise die öffentliche Aufmerksamkeit geweckt habe. Es wurde hervorgehoben, dass die Chinesen ein globales negatives Symbol wurden, das aber nicht überall gleich wichtig war. Vielerorts ging es nur um die Möglichkeit des Einsatzes billiger chinesischer Arbeitskräfte.

Cemil Aydin (University of North Carolina at Charlotte) fokussierte auf den globalen Moment des russisch-japanischen Krieges 1905, der weltweit als der Sieg einer zur ‚gelben Rasse‘ zugehörnde Nation von Asien über ein mehrheitlich weißes, christliches, westliches Empire interpretiert wurde. Aydin betonte, dass der russisch-japanische Krieg erst vor dem Hintergrund des globalen Diskurses über die Legitimität der westlichen Hegemonie in Asien ein globaler Moment wurde. Anhand des russisch-japanischen Krieges wurden die Spannungen zwischen der Universalisierung der europäischen Moderne durch die nicht-westliche Elite und dem rassischen sowie dem Zivilisationsdiskurs des späten 19. Jahrhunderts, die die imperiale Weltordnung legitimierten, anschaulich. Der infolge des japanischen Sieges entstandene globale Diskurs über Rasse, Zivilisation und Entwicklung war der entscheidende Punkt in der Entwicklung alternativer Konzepte der Weltordnung und in der weltweiten Rivalisierung mit dem Westen durch Konstitutionalismus und Unterrichtsreformen. Als Beispiele wurden zwei Konzepte der alternativen Weltordnung, der Panislamismus und der Panasianismus angeführt. Aydin hob hervor, wie das globale Image des Westens infolge der britischen Invasion in Ägypten dramatisch geändert wurde. Sie hätte nämlich die westlichen Zivilisationsstandards und damit die Bemühungen der ägyptischen Elite um eine Modernisierung des Staates im westlichen Sinne in Frage gestellt. Das hätte zu ersten Diskussionen über islamische Solidarität und den Panislamismus geführt. Infolge der europäischen rassischen Politik kam es auch zur panasiatischen Solidarität in Ostasien. Zur Kritik der eurozentrischen Weltordnung haben nicht-westliche Intellektuelle zwei Denkmuster entwickelt. Einerseits wurde das Modernisierungskonzept von seinem westlichen Ursprung gelöst, radikalisiert und universalisiert (lokale Adaptation der Prinzipien sowie Einbeziehung in die Globalisierung), andererseits wurden die Gedanken der Aufklärung gegen Europa in den internationalen Beziehungen eingesetzt. Diese nicht-westliche intellektuelle Elite habe auch zum „Erwachen des Ostens“ durch die Etablierung eines Selbstbewusstseins maßgeblich beigetragen, das

wiederum ein Element der Wahrnehmung des “Niederganges des Westens” nach dem Ersten Weltkrieg war.

Erez Manela (Harvard) untersuchte die Antwort der Kolonien auf den Diskurs über die Selbstbestimmungsprinzipien, die während des ersten Weltkrieges vom amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson als Leitidee der neuen Weltordnung thematisiert wurden. Konkret wurde der Zusammenhang zwischen diesem neuen Diskurs sowie der in der Friedenskonferenz geöffneten politischen Sphäre und den antikolonialen Freiheitsbewegungen im Frühjahr 1919 in Ägypten, Indien, China und Korea analysiert. Gleichzeitig wurden die Beziehungen zwischen den Kolonien dargestellt. Die zentrale Frage war, wie akademische Gedanken, die nur für Europa gedacht waren, zur zentralen Mobilisierungskraft für Gesellschaften in der ganzen Welt wurden. Die kolonialen Bewegungen sollten im Kontext eines „globalen Moments“ verstanden werden, zu dem der neue Diskurs über die internationale Ordnung und Legitimität – identifiziert meistens mit Wilson – dank der Kriegspropaganda und den neuen Kommunikationstechnologien mit beispielloser Geschwindigkeit in der ganzen Welt verbreitet wurde. Das Selbstbestimmungsprinzip schien gefestigte Ordnungsprinzipien zu destabilisieren und neue Wege zu schaffen, die gegenüber den bisherigen Normen und Methoden der kolonialen Weltordnung eine Herausforderung darstellten. Die Literatur über den Ersten Weltkrieg und die Friedenskonferenz konzentrierte sich bisher fast ausschließlich auf Themen und Perspektiven im Zusammenhang mit europäischen Angelegenheiten und der Großmächte. Der Vortragende versuchte die Stimmen von den Kriegssereignissen und den Friedensversprechungen mobilisierter aber marginalisierter Gruppen aus den Kolonien in die Geschichte der Friedensbildung nach dem Ersten Weltkrieg wieder einzubeziehen. Es wurde veranschaulicht, wie der internationale Diskurs über Legitimität entstand und wie dieser Diskurs Wandlungen in der internationalen Ordnung, bei den nationalen Bewegungen und Identitäten, beeinflusste. Der Vortrag trug außerdem zur Erklärung der Etablierung postkolonialer Nationen als souveräne Akteure in der internationalen Ordnung bei. In der Diskussion ging es vor allem um kritische Bemühungen, die von ihm vorgeschlagenen Prinzipien durchzusetzen und um die Reaktionen enttäuschter Vertreter der antikolonialen Bewegung.

Panel 30: Global History and Evolution

Conveners: *Johanna Forster (Erlangen-Nürnberg), Jörg Wettlaufer (Göttingen/ Kiel)*

Bericht: *Luise Althanns*

Purpose: Within the research perspective of “World History” or “Global History” new focus is placed on the Evolution of Human Culture as the basis of historical processes. This perspective researches historical phenomena and processes by means of an interdisciplinary approach taking into consideration aspects of the biological and the cultural evolution of humankind. The approach of “Global History and Evolution” is studying and tracing historical processes and developments on the level of individuals and groups as well as on the species-specific level asking for relations and linking elements in the common background of human cultural evolution. The panel’s contributions will discuss the implications of the evolution-

ary approach for the concepts of a Global History aiming at fostering and enriching the dialogue between the historical and the evolutionary perspectives.

In der Forschungsperspektive der Welt- und Globalgeschichte wird ein neuer Schwerpunkt auf die Evolution der menschlichen Kultur als Basis historischer Prozesse gelegt. Diesem interdisziplinären Ansatz folgend, ging das Panel sowohl Aspekten der biologischen als auch der kulturellen Evolution der Menschheit nach, wobei neben der Ebene des Individuums auch die Gesamtheit der Entwicklung menschlicher Kultur betrachtet wurde. Neben den Leitern des Panels trugen Uwe Krebs (Erlangen-Nürnberg) und Christa Sütterlin (Humanethologisches Filmarchiv Andechs) vor.

In einem in die Thematik einführenden Vortrag erläuterte Jörg Wettlaufer das Verhältnis der klassischen Verhaltensforschung in evolutionärer Anthropologie und Ethologie zur neueren Welt- und Globalgeschichte. Zunächst stellte er die hauptsächlichsten Probleme und Missverständnisse dar, die sich bei einer interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen der naturwissenschaftlich fundierten evolutionären Verhaltensforschung und der aus der geisteswissenschaftlichen Tradition erwachsenen Global- und Weltgeschichte ergeben haben. Den seit ca. 25 Jahren existierenden einseitigen Bemühungen der evolutionären Verhaltenswissenschaften, historische Daten für die Erforschung menschlichen Verhaltens nutzbar zu machen (sog. *Darwinian history*), stehen nur wenige Historiker gegenüber, die sich um eine Integration der Ergebnisse evolutionärer Verhaltensforschung in die Geschichtswissenschaften bemüht haben. In dieser Situation präsentiert sich die neuere Welt- und Globalgeschichte dem evolutionären Ansatz gegenüber relativ aufgeschlossen, weil sie an der globalen Vernetzung und den Gemeinsamkeiten historischer Prozesse interessiert ist. Sie geht hierbei u.a. von einer gemeinsamen Natur des Menschen und seiner unterschiedlichen Kulturen aus und hat ein naturwissenschaftlich fundiertes Weltbild. In diesem Zusammenhang wies der Referent auf die zur Zeit insbesondere in den USA erstarkenden Bemühungen des Kreationismus unter der pseudowissenschaftlichen Bezeichnung „Intelligent Design“ hin, von dem sich auch die Global- und Weltgeschichte in ihren Schul- und Universitätscurricula deutlich distanzieren sollte.

Christa Sütterlin widmete sich in ihrem Beitrag „Humans’ face. A short study in art history“ der Geschichte des Porträts in verschiedenen Epochen und bei unterschiedlichen Völkern und setzte dies in einen Zusammenhang mit Ergebnissen der Hirn- und Entwicklungsforschung. Beispiele von Bildern und Figuren aus vorhistorischer Zeit zeigen durchweg einen hohen Grad an Schematisierung ohne Persönlichkeitsausdruck oder Darstellung physiognomischer Feinheiten. Erst mit dem Kaiserkult in der römischen Antike begann die Geschichte des Porträts im engeren Sinne, die von der Renaissance an besondere Ausprägung erfuhr. Diese kunstgeschichtliche Evolution vom Abstrakten zum Konkreten findet seine Entsprechung in der Wahrnehmung von Gesichtern während der kindlichen Entwicklung und auch bei den Phasen des eigenen Zeichnens von Kindern. Forschungen bei nicht-zeichnenden Stämmen in Afrika bestätigten diese Ergebnisse. Ursache für diesen Zusammenhang könnten neuronale Verarbeitungsstrategien der menschlichen Wahrnehmung sein, welche zur Kategorisierung und Typisierung individueller Vorkommnisse – auch im Falle des menschlichen Gesichtes – im Dienste der Entlastung von Gedächtnisfunktionen neigen. Das Einprägen differenzierter Züge ist

mit einem besonderen Lernaufwand verbunden, der nur unter zusätzlichen Bedingungen – auch kulturgeschichtlicher Art – geleistet wird. Symbolhaft abstrakte Darstellung geht schon aus diesem Grunde jedem realistischen Bemühen voraus, selbst im Falle einer so stark persönlichkeitsgebundenen kommunikativen Körperstruktur.

In dem folgenden Beitrag von Uwe Krebs mit dem Titel „From the Hunting Group to the Global Society. The Individual and its Society in a phylogenetical Perspective“ wurde die Leithypothese formuliert, dass mit Zunahme der menschlichen Populationen, einem historisch jungen Phänomen, das Ausmaß an individuellem Altruismus sinkt. Da Verhalten nicht fossilisiert, wurden ethnographische Daten, sofern sie kleine Populationen ohne staatliche Strukturen beschreiben (z.B. auf sich gestellte Oasen im Sandmeer der Sahara) für die Argumentation herangezogen.

Die phylogenetische Perspektive umspannt dabei einen Zeitraum von mehr als vier Millionen Jahren der Geschichte des Homo sapiens. Diese sehr lange Zeitspanne hätte für genetische Anpassungen im Verhalten ausgereicht, wie z.B. die verschiedenen Hautfarben des Menschen als Anpassung an Klimabedingungen zeigen, die weit jüngeren Alters sind. Beabsichtigt wurde mit diesem interdisziplinären Ansatz eine Darstellung der Verhaltensentwicklung des Menschen auf der längstmöglichen Skala. Als Ergebnis konnte festgehalten werden, dass eine phylogenetische Perspektive dazu beitragen kann, Konflikte in der Wechselbeziehung von Individuum und Gesellschaft besser zu verstehen. Schließlich wurden Implikationen und praktische Konsequenzen dieser Sichtweise für moderne Gesellschaften diskutiert.

„Cultural History in a global perspective. The history of the social use of emotions as an example for evolutionary shaped aspects of cultural global history“ war der Titel des Vortrags von Jörg Wettlaufer. Im Mittelpunkt stand der Versuch, mit Hilfe einer Untersuchung des sozialen Schamgefühls in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaft zu zeigen, wie eine physiologische Adaptation in diesen Gesellschaften durch einen längeren Zeitraum hindurch zur Regulierung des Gruppenzusammenhalts in einer ganz spezifischen Art und Weise instrumentalisiert wurde. Ausgehend von der Darwinschen Perspektive des Schamgefühls als physiologisch verankertem Mechanismus, der von allen Menschen geteilt wird, wurde die Perspektive der neueren evolutionären Anthropologie referiert, die insbesondere die Funktion des Schamgefühls in Bezug auf die Herstellung von Gruppenkohärenz und die Durchsetzung von gemeinsamen Normen herausgestellt hat. Dabei folgte der Referent einer kritischen Haltung zur konstruktivistischen Kulturwissenschaft und Kulturgeschichte, indem er die biologische Basis von Emotionen anhand von neueren Studien zu deren weltweiter Verbreitung belegen konnte. Der Vortrag schloss mit einer Reihe von Beispielen zu frühneuzeitlichen Schand- und Ehrenstrafen, die vom Referenten im Sinne eines gesellschaftlichen Gebrauchs des Schamgefühls zur Regulierung der sozialen Interaktion von Gruppen in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaften interpretiert wurden.

Aufgrund von Zeitmangel konnte der Vortrag von Johanna Forster „Tracing the history of childhood and children's education – the evolutionary perspective“ nicht mehr gehalten werden. Aus diesem Grund folgt an dieser Stelle eine ausführlichere Zusammenfassung des schriftlich vorgelegten Beitrags. Die Referentin stellte mit der Frage nach den Funktionszusammenhängen und Ausprägungen von Kindheit

und Erziehung in der frühen Geschichte der Menschheit ein Beispiel für die Suchperspektive einer die evolutionären Prozesse berücksichtigenden Weltgeschichte vor. Kulturevolutionäre Prozesse bilden gleichsam Grundmuster menschheitsgeschichtlicher Entwicklungen ab. Die evolutionär orientierte, globalgeschichtliche Betrachtung fragt dementsprechend nach übergreifenden bzw. allgemeinen Phänomenen als Basis für gruppen- und kulturenspezifische Modifikationen, die in Anpassung an die jeweiligen zeitlichen und situationalen, inneren und äußeren Umgebungsbedingungen geschehen. Es gilt hierfür gleichermaßen nach Universalien und Invarianten als Rahmen spezifischer Ausprägungen und nach dem Spektrum menschheitsgeschichtlich beobachtbarer Variationen zu suchen. Diese Analyseperspektive bietet eine zusätzliche und erkenntnisreiche Möglichkeit, sich historischen Phänomenen und Prozessen zu nähern.

„Kindheit und die Erziehung von Kindern“ in der frühen Geschichte der Menschheit wird unter folgenden Gesichtspunkten diskutiert: Beide Phänomene sind sowohl anthropologische Konstanten als auch Ansatzpunkte umfangreicher kulturspezifischer Modifikationen. Im weiten historischen Entwicklungsverlauf öffnet sich so ein breiter Fächer an Modulationen von Erziehung in den aber interkulturell erkennbaren Feldern Enkulturation, Sozialisation und spezielle Wissensvermittlung.

Die historische Forschung setzt zumeist an den Quellenbefunden aus dem menschheitsgeschichtlich späten Zeitraum der frühen Hochkulturen, etwa Sumer und Ägypten, an. Gleichzeitig wird aber gesehen, dass die „vormodernen“, anthropologischen und gesellschaftsgeschichtlichen Wurzeln von Erziehung sehr viel älter seien, diese sich jedoch wenig rekonstruieren ließen. Wenn man nach historisch frühen Erscheinungsformen von Erziehung fragt und um die Wurzeln des Phänomens wissen will, ist in anderen Quellenfeldern nach Hinweisen zu suchen.

Der von Forster vorgestellte Forschungsansatz unternimmt den Versuch, die langen Zeiträume der frühen History of Mankind zu erschließen und fragt aus dieser, die evolutionstheoretische Perspektive integrierenden Position heraus nach der Gattungsgeschichte von Erziehung. Entsprechend wird vor dem Hintergrund der weiten Zeitspanne der Menschheitsgeschichte zunächst nach Hinweisen auf Funktionen und funktionelle Kontexte des Merkmalsfeldes Erziehung in der Kindheit gesucht. Welche Voraussetzungen etwa sind für die Evolution von Erziehung in der Kindheit erkennbar? Welche Zusammenhänge sind beschreibbar zwischen der Entwicklung humanbiologischer Merkmalsausprägungen und dem Entstehen humanspezifischer erzieherischer Phänomene? Schließlich, in welchen Lebenszusammenhängen sind Hinweise auf Erziehungsphänomene aufzuspüren?

Die Beantwortung der gestellten Fragen beginnt mit der Suche nach Indizien für Merkmale, die sich historisch und vermutlich systematisch kennzeichnen lassen als Basis kultureller Modifikationen im weiteren geschichtlichen Prozess von Gesellschaft und Erziehung. Die Suche setzt dementsprechend einmal längsschnittlich auf der Ebene der Phylogenese, zum anderen querschnittlich auf der Ebene kultureller Evolution und Diversifikation an.

Der Beitrag fokussierte insbesondere auf Aspekte der längsschnittlichen Indiziensuche. Das Erkenntnismaterial bieten die Paläoanthropologie und Paläoarchäologie. Die Analyse setzt mit der Entwicklung der Sapiënten, des archaischen Homo sapiens (Homo sapiens neanderthalensis, vor ca. 400.000 Jahren) und des modernen

Homo sapiens (vor ca. 140.000 Jahren) an. Die Suche nach Indizien zum Phänomen „Erziehung von Kindern“ mit den Sapien ten anzusetzen – also in einem relativ jungen Abschnitt der universalen Menschheitsgeschichte – erscheint aus systematischen und pragmatischen Gründen sinnvoll: In dieser Übergangszeit sind große Entwicklungsschritte auf biologischer und vor allem auf kultureller Ebene zu beobachten. Das Hirnvolumen als wichtiges biologisches Entwicklungsmerkmal nimmt auf etwa 1400-1500 Kubikzentimeter zu. Zudem offenbart die vergleichsweise gute Fundlage ein hohes Niveau an Kulturtechniken.

Die Indiziensuche konzentriert sich auf die drei lebensweltlichen Bereiche: Werkzeugtechniken und Subsistenzstrategien, Soziabilität sowie kulturell-religiöse Ausdrucksformen. Die archäologischen Funde und Fundzusammenhänge lassen überzeugend annehmen, dass Erziehung Teil einer über lange Zeiträume kontinuierlich tradierten Lebensbewältigung war: Für beide Sapien ten-Gruppen sind für den Bereich der Werkzeug- und Subsistenzfertigkeiten vielfache Hinweise auf eine Form der kulturtechnologischen Tradierung gegeben. Für die Entwicklung der Werkzeugtechnik und dann vor allem der bildlichen künstlerischen Zeugnisse des Menschen der Cro-Magnon-Zeit steht wohl außer Frage, dass hier in großem Umfang Wissen tradiert werden musste. Man wird zudem wohl annehmen dürfen, dass für den Funktionskreis der Vermittlung jener über Jahrtausende formal vergleichbaren abgebildeten Inhalte und Themenkataloge auch entsprechende erzieherische Prozesse vorlagen. Dies ist etwa in der Tradierung von Vorstellungen und Weltbildern, die den bildlichen Äußerungen zugrunde lagen, zu vermuten.

Auch für den Bereich der Soziabilität ist aufgrund der Fundlage soziales Lernen und eine komplexe soziale Kommunikation anzunehmen. Die hohen Anforderungen des Gruppenlebens und zudem die Notwendigkeiten zunehmend unterschiedlicher Subsistenzformen konnten keinesfalls über disponiertes Verhalten und ein Lernen durch Versuch und Irrtum und am Erfolg gemeistert werden.

Zusammenfassend lassen sich zwei aus evolutionärer Sicht neue und miteinander in Verbindung stehende Entwicklungslinien bezeichnen, die das Merkmalsfeld Erziehung von Kindern im Verlauf der frühen Menschheitsgeschichte beschreiben: Einerseits geht es um die spezifische Ontogenese des Menschen und in diesem Zusammenhang um Lernbedürftigkeit und Lernfähigkeit, Erziehungsbedürftigkeit und Erziehungsfähigkeit, Kommunikations- und Bindungskompetenz sowie die Möglichkeit und Notwendigkeit der Tradierung. Andererseits ist in besonderer Weise die kulturelle Evolution angesprochen. Sie geht einher mit komplexen Subsistenzfertigkeiten, der Entwicklung von Kulturtechniken und dem sichtbaren Bedürfnis, Umwelt zu strukturieren und zu markieren, der Entstehung komplexer sozialer Gruppen und entsprechend notwendigen Sozialkompetenz sowie mit Formen von Selbstkonzepten und ideologisch-religiösen Vorstellungen. In diesen Funktionskreisen ist Erziehung erkennbar verankert als ein Heranführen junger Menschen durch Erwachsene an die gegebene sozio-kulturelle Praxis, an Aufgaben und das Überleben in der dinglichen wie sozialen Umwelt. Dieser Funktionszusammenhang ist ein wichtiger gesellschaftlicher Entwicklungsimpuls. Erziehung als Strategie der Lebensbewältigung gattungsgeschichtlich und in den frühen Kulturen zu beschreiben, schließt den Funktionszusammenhang von Erziehung und Gesellschaft auf. Dieser Weg bietet einen zusätzlich zur gängigen kulturgeschichtlichen, in kurzer Perspektive angelegten Analyse prägnanten Forschungszugang an.

In der abschließenden Diskussion des Panels wurde die Frage der Fruchtbarkeit der interdisziplinären, aus der evolutionären Verhaltensforschung gespeisten Betrachtungsweise für die Global- und Weltgeschichte kontrovers diskutiert. Die grundsätzlichen Perspektivunterschiede zwischen „Essentialismus“ und „Konstruktivismus“ wurden dabei erstaunlicherweise kaum thematisiert. Vielmehr standen Probleme der interdisziplinären Verständigung und der konkreten Verwertung von außerfachlichen Wissensbeständen im Vordergrund des Gesprächs. Weltgeschichte wurde in diesem Panel des Kongresses sicherlich in zeitlicher und disziplinärer Hinsicht am breitesten vertreten.

Panel 31: Environmental History⁷

Convener: *Steffen Sammler (Leipzig)*

Purpose: Historians have long integrated the environment into their field of research, especially with respect to world and global history and it has meanwhile taken an eminent place because environmental problems do not stop at national borders and the environment has greatly determined the development and encounters of societies. The spread of diseases and the different strategies of dealing with them are just one of the facets that will be discussed in the panel.

Panel 32: Early Modern and World Wars in Translocal Perspective: Representations and Experiences from the South

Convener: *Katrin Bromber (Berlin)*

Bericht: *Jan Meine*

Purpose: This panel brings together contributions that focus on non-European representations and experiences of wars in the nineteenth and twentieth centuries. It aims at showing the way in which translocal movements generated by wars translate into experience in terms of effects or discursivity. As wars accelerated and obliterated ongoing social transformations, they caused forced and often violent encounters between actors from diverse backgrounds. The panel touches upon issues such as tensions within the respective armies arising from mutual interaction, but also civilian war experiences. It encourages readings of the discursive rationalization of violence, societal mobilization and control.

Kriege beschleunigen in aller Regel sozialen Wandel und können, wie Gerhard Höpp und Lutz Rogler formulierten, „als Bewegungs- und Kommunikationsformen von Menschen“ aufgefasst werden. Damit sind – wenn auch zwanghaft – zusammengebrachte Akteure in Raum und Zeit angesprochen. Allerdings, und darin lag die Perspektive des Panels, ist der Raum nicht nur an das Schlachtfeld und die Zeit nicht nur auf den Abschnitt der Handlungen beschränkt. Dabei umklammert der

⁷ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Christian Andreas (Oxford), Peter E. Fäßler (Dresden) und Dieter Schmidt-Sinns (Meckenheim).

Titel des Panels den „Süden“ in der Frühmoderne und während der Weltkriege, wobei sich dies in den Beiträgen konkretisierte auf Militärangehörige und Zivilisten aus der arabischen Region sowie aus Ostafrika.

Im Beitrag „Zur Deutung der beiden Weltkriege in zeitgenössischer ägyptischer Publizistik“ behandelte der Islamwissenschaftler Lutz Rogler (Berlin) die diskursive Verarbeitung beider Weltkriege durch arabische Intellektuelle. Diese Deutung und Wahrnehmung der Weltkriege in der arabischen Welt geschah zum einen durch Teilnehmer, Kombattanten sowie durch eine intellektuelle Deutung. Dabei sind die Quellengrundlagen Roglers zum einen Autobiographien und zum anderen Kulturzeitschriften. Rogler bricht mit früheren Fokussierungen der Forschung zu den Weltkriegen – die sich stark auf die Auswirkungen der Kriege auf Politik und Wirtschaft bezogen und europazentriert waren/ sind. Er verwendet die Deutung der Weltkriege in der arabischen Welt, um arabische Welt- und Selbstsichten herauszuarbeiten, die sich durch die Kriege bildeten. Die Weltkriegsforschung bezog sich bei Betrachtungen der Regionen in Asien und Afrika bis jetzt hauptsächlich auf militärische Handlungen, die dort stattfanden, sowie auf die Wirkungen auf koloniale Neuordnung. Die Frage nach den kulturellen und intellektuellen Wirkungen in den Gesellschaften Asiens und Afrikas ist unter anderem durch die eurozentristische Weltkriegsgeschichtsschreibung selten gestellt worden. In der Betrachtung von Wirkungswellen der Kriege sowie die Relevanz von Kriegswahrnehmung und deren Deutung in der arabischen Welt können arabische Welt- und Selbstsichten herausgearbeitet werden. In der Auseinandersetzung mit den Kriegen mussten sich die Intellektuellen auch mit sich, mit der eigenen Identität auseinander setzen. So wurde in den von Rogler untersuchten Kulturzeitschriften Ägyptens der Erste Weltkrieg als ein Zivilisationsbruch, als eine Zivilisationskrise, als eine Krise der gesamten Menschheit wahrgenommen. Der Zweite Weltkrieg wurde weniger als eine Zivilisationskrise als ein Zusammenbruch einer alten wirtschaftlichen und politischen Welt wahrgenommen; mit seinem Ende wurde die politische Hoffnung auf Unabhängigkeit und Beendigung der Kolonialzeit verbunden, aber auch, dass Technik keine wertneutrale Fortschrittsgröße ist, sondern sogar Rückschritte initiieren kann, zumal nach dem Abwurf der ersten Atombombe. Trotzdem war die Idee eines universellen Fortschritts, eines globalen Bewusstseins sehr stark, was jedoch weniger intellektuell denn politisch geprägt war. Das äußerst starke Motiv der Einheit der Welt, der Möglichkeit einer Weltfriedensordnung und der Überwindung des Nationalismus hin zu einem Internationalismus beherrschte die Diskussion. Die Analyse der Debatten zeigt deutlich, dass es nach dem Entwurf eines globalen Bewusstseins zu Abgrenzungsbewegungen von der Moderne durch den Verlust des Nimbus der Moderne kam; dass sich der Diskurs über die Möglichkeit eines Weges in die Zukunft getrennt vom modernen Europa durch eine Betonung eines Partikularismus verbreitete.

Die Afrikanistin Katrin Bromber ging in ihrem Beitrag „Zweiter Weltkrieg und Medienrevolution. Erfahrungen ostafrikanischer Soldaten in out-of-area Einsätzen“ auf kriegsbedingte Erfahrungen ostafrikanischer Truppen mit und in einer sich dramatisch entwickelnden und verändernden Medienvielfalt ein. Die im Zuge des Zweiten Weltkriegs auf- und ausgebaute Medienlandschaft konstituierte einen Kommunikationsraum – so die These von Bromber – von bis dahin nicht bekannter Größe, wobei Größe eben nicht nur die geografische Ausdehnung meint, sondern

die drastisch gestiegene Zahl der Adressaten, die jetzt mehrheitlich Afrikaner waren, sowie die Vielfalt der Medien selbst, also Film, Radio und Printmedien. Die Militärpropaganda für ostafrikanische Truppen erzeugte so im Großraum Indischer Ozean einen vernetzten Medienraum, der durch Filmproduktionsstätten in Südafrika, ägyptische Leihservices und indische Verlagshäuser gebildet wurde; aber auch einen Kommunikationsraum, der auf der Seite der Adressaten neue, sich überlappende mediale Erfahrungsräume schuf. Bromber sieht in ihren Studien empirische Befunde dafür, dass die Militärführung in der Militärpublizistik auf Erfahrungen und auch Erwartungen der ostafrikanischen Soldaten eingehen musste, um sie in ihrem Sinne lenken zu können, was bedeutet, dass Kombattanten als Adressaten ernst genommen werden mussten.

Mit der Feststellung, dass es verschiedene Kriegsformen gibt, stellt sich auch die Frage, wie die Zivilgesellschaft, der Zivilist in diesen verschiedenen Formen behandelt, bewertet und benutzt wird. Der Historiker Thomas Speckmann (Bonn) hinterfragte in seinem Beitrag zur „Unterscheidbarkeit von Kombattanten und Nichtkombattanten in den ‚neuen Kriegen‘“ die Kategorie des „unschuldigen Zivilisten“. Das Völkerrecht trennt streng zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten. Jedoch ist es in bewaffneten Konflikten immer schwierig beide Kategorien zu trennen. Warum diese Trennung vor allem in den „Neuen Kriegen“ des 20. und 21. Jahrhunderts so schwierig ist, will das vorgestellte Vorhaben, welches von Thomas Speckmann und Herfried Münkler geplant ist, untersuchen. Im Zentrum der Untersuchung steht dabei die These, dass die Verschmelzung der Kombattanten- und Nicht-Kombattantengruppe ein kriegsimmanentes Prinzip darstellt.

Zur Differenzierung werden die Nicht-Kombattanten in „Opfer“ und „Täter“ unterschieden und die „Täter“ auch als Semi-Kombattanten bezeichnet (z.B. Medien, Industrie etc.). Um die Übergänge des klassischen Kombattanten auf dem Schlachtfeld und dem seine Kampffähigkeit erhöhenden Zivilisten begrifflich zu erfassen, wurde der Semi-Kombattant in die Diskussion eingeführt; seine Figur entstand in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges, als deutlich wurde, dass die Leistungen der Kombattanten auf dem Schlachtfeld auch von denen der Zivilisten abhängig war. Im Gegensatz zum „klassischen“ Militär unterscheiden die Akteure in den „Neuen Kriegen“ (als Stichwort sei hier die asymmetrische Kriegsführung genannt) weniger zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten, womit es zu einer Verschmelzung beider Gruppen kommt. Speckmann/ Münkler wollen versuchen aufzuzeigen, dass die Idee des Krieges als einer staatlichen Handlungsform, die ausschließlich von Soldaten auszuführen ist, in der Epoche der „Neuen Kriege“ zunehmend erodiert. Die Frage nach einer sich verändernden Kriegsführung im Allgemeinen und die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten im Besonderen ist nicht nur eine Schlüsselfrage für das Verständnis einer Epoche, in der klassische Schlachten und klare Fronten mehr und mehr verschwinden, sondern auch generell die Unterscheidung von Krieg und Frieden im traditionellen Verständnis brüchig geworden ist. Spätestens seit durch die Operation „Iraqi Freedom“ Zivilisten zum Opfer gefallen sind und dies weltweit Proteste auslöste, ist der Streit darum, wer als Kombattant gelten kann, keine akademische Frage mehr, sondern eine Entscheidung von weltpolitischem Rang.

Ereignisse und deren Periodisierung beziehen sich – so wurde in diesem Panel deutlich – in welt- und globalgeschichtlicher Perspektive nicht ausschließlich auf den lokalen Ort des unmittelbaren Geschehens, sondern konstituieren durch ihre Wirkungswellen eigene Wirkungsräume. Diese zu untersuchen gelingt eben der Welt- und Globalgeschichte durch ihre permanent versuchte Überwindung von klassischen Raum- und Zeitkonzeptionen.

Panel 33: International Organizations

Convener: *Helke Rausch (Leipzig)*

Bericht: *Elena Temper*

Purpose: This panel will address various endeavors of cross-border cooperation and, at the same time, consider the success and failure. Key issues of the debate will be the tensions of nationally conditioned interests and international ambitions as well as the bargaining between liberalization and admittance on the one hand and between protectionism and demarcation on the other. Cooperation is exemplified by cases from the economy, from social work, church and politics.

Das Panel setzte sich mit internationalen Kooperationen an Beispielen aus den Bereichen der Kirche, der Sozialarbeit, der Politik und der Wirtschaft auseinander. Im Fokus des Interesses standen vor allem Gründe für diese Zusammenarbeit sowie für ihren Erfolg und das mögliche Scheitern.

Horst Jesse zeigte an der Entstehung des Lutherischen Weltbundes ein Beispiel eines konfessionellen weltweiten Zusammenschlusses der evangelisch-lutherischen Kirchen in der Welt. Er definierte Geschichte als Erzählung eines Geschehens und seiner Wirkungsgeschichte. Aufgrund des in Matthäus 28,19.10 erteilten Missionsauftrages Jesu bezeichnete Jesse Kirchen- und Missionsgeschichte als Weltgeschichte und den Lutherischen Weltbund als eine ihrer Episoden.

1947 aus dem lutherischen Weltkonvent in Schweden gegründet, ebnete der Lutherische Weltbund (LW) den Weg zu einer effizienteren Zusammenarbeit in Bereichen der Lehre und der Theologie, der Diakonie und des Weltdienstes sowie der missionarischen Kooperation. Auf seinen bis 2003 abgehaltenen zehn Vollversammlungen widmete sich der LW Themen wie der Rolle der Kirche in der Welt, dem ökumenischen Gespräch, Menschenrechten, Gleichberechtigung und Rassismus aus der Perspektive der Theologie. Aber auch einer Auseinandersetzung mit politischen Ereignissen in der Welt konnte und wollte sich die Organisation nicht entziehen. So beschäftigte sich der LW auf der Vollversammlung in Curitiba (Brasilien) 1990 mit den gesellschaftlichen und sozialen Problemen in der Dritten Welt. Auf dieser Tagung wurde der LW als „communio“ wesensbestimmt. Durch die communio-Ekklesiologie begreift sich der LW als eine Gemeinschaft von Kirchen, die in Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft verbunden sind. Die Neubestimmung der sozial-ethischen Dimension beschränkte sich auf die Förderung des diakonischen Handelns, Linderung menschlicher Not, Frieden und Menschenrechte, soziale und wirtschaftliche Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung Gottes und gegenseitiges Teilen unter den Mitgliedskirchen. Angesichts des religiösen Pluralismus unterstützt der LW den interreligiösen Dialog in der Welt. Im Zentrum seiner diakonischen Arbeit steht vor allem die Hilfe für Menschen in Not, das weltweite

Flüchtlingsproblem, Einsatz in Krisen- und Kriegsgebieten (u.a. in enger Kooperation mit UNO), Programm gegen AIDS und Landwirtschaftsprojekte (Zusammenarbeit von LW und „Brot für die Welt“). Als eine Antwort auf das Weltwirtschaftsforum in Davos hatte der LW eine Alternative, das Weltsozialforum, entwickelt, das sich gegen eine rücksichtslose Globalisierung richtet und eine soziale Bewegung im Sinne der Bibel anstrebt.

Korrespondierend zum Vortrag von Horst Jesse referierte Henner Stieghorst (Marburg) über die Grenzen des internationalen Austauschs in der protestantischen Sozialarbeit am Beispiel des Internationalen Verbands für Innere Mission und Diakonie von 1922 bis 1951. Mit der Formierung der europäischen und der nordamerikanischen Erweckungsbewegungen kam es zu einer Entfaltung der protestantischen Verbandsgeschichte. Der Entstehung des kontinentalen (später internationalen) Zusammenschlusses 1922 ging eine erfolgreiche grenzübergreifende Zusammenarbeit christlicher Institutionen nach dem Ersten Weltkrieg voraus. Der „Kontinentale Verband“ hatte zum Zweck, dauerhaften Kontakt zwischen den diakonischen Organisationen in den jeweiligen Ländern herzustellen, sie international zu repräsentieren und in Krisensituationen gegenseitige Hilfestellung zu ermöglichen. Zu den diakonischen Arbeitsfragen des Verbands zählten neben Wohlfahrtspflege, Jugendfürsorge, Volksmission auch Alkoholismus und die Stellung der Frauen. Nach der kurzen Blütezeit des Verbands kam es Anfang der 1930er Jahre wegen des Zusammenbruchs der „Deutschen Evangelischen Heimstätten-Aktiengesellschaft“ zu einer existenziellen Krise, in deren Folge die finanzstärkste deutsche Diakonie-Vereinigung aus dem Verband austreten musste. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges kamen die Tätigkeiten des Internationalen Verbandes zum Erliegen. Erst 1951 wurde der Verband neu gegründet und existiert heute als „Europäischer Verband für Diakonie – Eurodiakonika“ weiter. Es waren allerdings nicht nur die historischen Ereignisse, die das Ende des Internationalen Verbands herbeiführten. Stieghorst sieht die Gründe vielmehr in der inneren Zerrissenheit seiner Hauptausschuss-Mitglieder über Fragen der internationalen Ausrichtung diakonischer Zusammenarbeit. Vor allem mangelnde Bereitschaft der zahlenmäßig überlegenen deutschen Mitwirkenden, ihre mentalen Vorbehalte in religiös-konfessioneller als auch in ideologisch-nationaler Hinsicht zu überwinden, hatte zu beachtlichen Konsequenzen geführt. Ferner verhinderte eine nationalistische Grundhaltung in zahlreichen Mitgliedsländern eine effektive internationale Zusammenarbeit.

Aysen Dilek Lekon (Istanbul), stellte in ihrem Beitrag drei Verfechter eines nordatlantischen Bündnisses vor. Intellektuelle Bewegungen der 1930er und 40er Jahre sahen nach dem Wegfall des Völkerbundes in der Abschaffung nationaler Souveränitäten und der Bildung internationaler Allianzen die einzige Chance, künftig Kriege zu vermeiden. Der Amerikaner Clarence Streit schlug eine Föderation aus den USA, Großbritannien und seinen Herrschaftsgebieten sowie westeuropäischen Demokratien vor. Seine Idee beschrieb er in dem 1938 erschienenen Buch „Union Now“. Diese Vereinigung sollte eine gemeinsame Staatsbürgerschaft, aufeinander abgestimmte Außen-, Verteidigungs- und Kolonialpolitik sowie einen gemeinsamen Handelsmarkt mit einheitlicher Währung und einem Transportsystem haben. Nach dem sie auf dieser Weise ihre Kompetenzen gebündelt hätten, wären die Staaten der Föderation jeder faschistischen Bedrohung überlegen. Auch am Anfang des Kalten Krieges versuchte Streit seinen Plan einer transatlantischen Union durchzusetzen.

Ein britischer Konterpart zu Streit war Lionel Curtis, dessen politische Ideen durch seinen Dienst in Südafrika zunächst als Soldat, dann als Kolonialbeamter und Mitglied einer kleinen Gruppe (genannt „Milners Kindergarten“) geprägt waren. Infolge der Burenkriege führten die Mitglieder des „Kindergarten“ im Jahr 1910 eine erfolgreiche Vereinigung von vier britischen Kolonien in Südafrika zur Südafrikanischen Union. Auf ähnliche Weise erhoffte Curtis eine Vereinigung von Großbritannien und seinen Dominions (Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland). Die Dominions sollten ein Mitspracherecht in Sachen imperialer Kolonial- und Außenpolitik erhalten, mussten aber gleichzeitig Finanz- und Arbeitskontributionen an Großbritannien entrichten. Auf diese Weise, so glaubte Curtis, würde ein Machtblock gegen die amerikanische und deutsche Konkurrenz entstehen. Lord Lothian, enger Freund von Curtis, vertrat die Meinung, dass nur ein Weltstaat Kriege verhindern könne. Er nannte zwei Ursachen der Kriege: „mechanische“ – die Aufteilung der Welt in konkurrierende Staaten und die anarchische Struktur des internationalen Systems – und „psychologische“ – das starke Nationalgefühl jedes einzelnen. Doch wie sollten die Ideen von Streit, Curtis und Lothian angesichts des neuen EU-Verfassungsdebakels bewertet werden, wenn schon eine vergleichsweise kleine kontinentale Staatenvereinigung scheinbar unüberwindbare Schwierigkeiten bei der Einigung auf die gemeinsamen Werte aufweist? Waren sie bloße Idealisten fernab jeglicher Realität oder waren sie die Vorbereiter des Föderalismusgedankens? Diese und andere Fragen wurden im Anschluss diskutiert.

Die Öffnung der Versicherungsmärkte bei OECD, EU und WTO war das Thema des Vortrags von Welf Werner (Bremen). Werner stellte zunächst die Situation um die Liberalisierung des internationalen Versicherungsmarktes dar, die seit 1948 von internationalen Organisationen wie OEEC, EWG und GATT sowie deren Nachfolgeorganisationen OECD, EU und WTO vorangetrieben wurde, und ging im zweiten Teil zu den dazu verwendeten Methoden über. Er stellte fest, dass mit Hilfe der modernen bilateralen Handelspolitik die Liberalisierung des internationalen Versicherungsmarktes nicht annähernd die Erfolge aufweist, die beim internationalen Warenhandel zu verzeichnen sind. Als Gründe dafür nannte er das Fehlen eindeutiger Regelungen für das Aufsichtsrecht sowie fehlende Vorgaben für die kurzfristige Liberalisierung des Kapitalverkehrs bei der WTO.

In der kurzen Abschlussdiskussion ging es um das Spannungsverhältnis von nationalen Interessen und internationalen Bemühungen einerseits, sowie um den Aushandlungsprozess zwischen Liberalisierung und Öffnung und staatlichem Protektionismus und Abgrenzung andererseits.

Panel 34: Global Football – Cultural Exchange and Political Project⁸

Convener: *Christiane Eisenberg (Berlin)*

Purpose: Every country on earth today has a football association affiliated to the Fédération Internationale de Football Association and everywhere football is

⁸ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Fabio Chisari (Leicester), Paul Dietschy (Besançon), Pierre Lafranchi (Leicester) and Matthew Taylor (Portsmouth).

played according to the same rules which are laid down and administered by FIFA. The same holds true for all levels of the game from the World Cup held every four years, to the humblest local league. The world-wide spread of the game which was originally "invented" in England is partly connected with processes of internationalization. These include the growth of commercial relationships and the concomitant mobility of the elite classes at the end of the 19th century, the waves of emigration and the creation of immigrant areas in the metropolitan centers of Europe and overseas and, finally, the growing broadcasting capacity of television. On the other hand, the triumphal march of football after 1945 has taken place against the background of long-term political changes on a global level, particularly the general acceptance of the principle of the nation state and of decolonization. It is thus possible to identify interested political parties which have played a part in the deliberate development policies of football. These include individual politicians and football officials from the so-called third world, but above all FIFA which, in the course of the 20th century, has grown into a form of non-governmental organization with respect to football.

Panel 35: Global Labor History: The Research Program of the International Institute of Social History, Amsterdam

Convener: *Marcel van der Linden (Amsterdam)*

Bericht: *Martina Keilbach*

Purpose: In this panel the International Institute of Social History in Amsterdam will present its research program on Global Labor History (GLH), which it has been developing since the late 1990s (see www.iisg.nl/research). The program's activities include the preparation of world-wide data bases (e.g. on wages and prices over the last seven centuries), comparative studies of occupational groups (dockers, textile workers, etc.), research into so-called commodity chains as temporal sequences of modes of labor control, and studies comparing labor processes in several parts of the world (e.g. brick making). The panel will portray several of these projects and will discuss the theoretical and methodological challenges that accompany them.

In diesem Panel stellte das International Institute of Social History Amsterdam sein Forschungsprogramm zur Globalgeschichte der Arbeiterbewegung vor, das es seit dem Ende der 1990er Jahre erarbeitet hat. Marcel van der Linden, Forschungsdirektor des Instituts, begann mit einer allgemeinen Vorstellung des Instituts und seiner Arbeit: Das bereits 1935 gegründete Institut ist eines der größten Dokumentations- und Forschungsinstitute in den Gebieten der Sozialgeschichte im Allgemeinen und der Geschichte der Arbeiterbewegung im Speziellen.

Die Wissenschaftler des Instituts beabsichtigen, die Thematik der Arbeitergeschichte, die in den 1970er Jahren von großer Aktualität war, in den 1980er Jahren aber an Popularität verlor, durch den Aspekt der Globalisierung wieder in die aktuelle Diskussion zu bringen. Denn Arbeitsbeziehungen beschränken sich nicht mehr auf den nationalen Rahmen, sondern tragen durch Transferereignisse, wie vermehrte Verlagerung von Produktionsstätten, transnationalen Charakter.

Ziel der Amsterdamer Wissenschaftler ist, eine Methodologie der Globalisierung in der Arbeitergeschichte herzustellen. Van der Linden nannte fünf Punkte, die dem Konzept einer „global labor history“ zugrunde liegen: Zunächst betonte er, dass es sich hierbei nicht um eine strikte Theorie, sondern mehr um ein Feld von Beobachtungen („attention“) handelt. – Die globale Arbeitergeschichte beinhaltet im weitesten Sinne transnationale und transkontinentale Studien zu den Arbeitsbeziehungen. Die historische Entwicklung der Arbeitsbeziehungen und der Wandel der sozialen Stellung der Arbeiter werden jeweils im Prozess betrachtet, sei es durch eine vergleichende Methode, eine Beobachtung der Interaktionen oder mittels einer Kombination von beidem. Die Studien zur Entwicklung der Arbeitsbeziehungen betreffen freie und unfreie, bezahlte und unbezahlte Arbeit. Sie umfassen neben der Betrachtung des individuellen Arbeiters auch dessen Familie, von großer Bedeutung ist hierbei auch die Frage der Gender-Beziehungen. Die Studien zu den Arbeitsbeziehungen stehen schließlich in engem Zusammenhang mit Untersuchungen zum Wachstum des Weltmarktes.

Entscheidend für eine globale Arbeitergeschichte ist die Abkehr vom Nationalstaat als Analyseeinheit, hierbei ergeben sich nur Vergleichsstudien, die die Arbeitergeschichte von zwei bis drei Ländern miteinander in Beziehung setzten. Im Konzept der Globalen Arbeitergeschichte dagegen wird davon ausgegangen, dass sich die Menschen über die Gesellschaftsgrenzen hinweg beeinflussen – beispielsweise durch Migration – und damit eine transnationale Gesellschaft durch das Transfergeschehen existiert.

Im Anschluss an diese Einführung in die Ziele, Konzepte und Methoden des Programms einer globalen Arbeitergeschichte werden von vier Mitarbeitern des Amsterdamer Instituts kurz drei aktuelle Studien vorgestellt: Bas van Leeuwen stellte die Datenbank über globale Preise und Löhne im Zeitraum 1200 bis 1950 vor. Els Hiemstra und Elise van Nederveen Meerkerk präsentierten Ergebnisse des Projektes „Globale Geschichte der Textilarbeiter von 1650 bis 2000“. Zuletzt stellte Ratna Saptari eine Studie zur Zigarettenproduktion in Asien vor.

Panel 36: Entracing Intellectual Property. The Institutionalization of Authors Rights between Nationalization, Internationalization and Globalization (18th to 20th Centuries)

Convener: *Hannes Siegrist (Leipzig)*

Bericht: *Isabella Löhr*

Purpose: “Intellectual property” structures the culture of the 20th century in terms of space and time. It determines processes of innovation and traditionalization in knowledge and culture as do processes of differentiation, particularization and universalization of values, symbolic orders and artefacts. In the panel, social and cultural historians, musicologists and political scientists will investigate the entrac-ing of intellectual property addressing problems of comparison, transfer and entanglement. The time span reaches from early national laws and bilateral agreements to author rights and copyright, through the foundation of the multilateral Bern Agreement of 1887 to the establishment and expansion of the World Intellec-

tual Property Organization (WIPO) in the late 20th century. The focus will be on the long 20th century.

Geistiges Eigentum ist heute ein umstrittener Gegenstand, der in Verbindung mit dem Wort ‚Entgrenzung‘ harte Diskussionen über den freien Zugang zu kulturellen Gütern, den Erhalt kultureller Diversität und über wirtschaftspolitische Verteilungsfragen auf den Plan ruft. Diese Debatten suchte man in dem Panel vergeblich. Was man dafür fand, war ein historischer Blick auf die Entwicklung geistigen Eigentums: wie kam es zu der Vorstellung, Kultur und Wissen besitzen zu können, wie wurden entsprechende Handlungsrechte verregelt und schließlich national und international institutionalisiert?

In seinem einleitenden Vortrag beschrieb Hannes Siegrist die Herausbildung der Figur des geistigen Eigentums im 18. und 19. Jahrhundert als eine schrittweise Verbindung von Gedanken und Ausdrucksformen mit dem Konzept des Eigentums. Wesentlich dafür war die Ausbildung neuer Vorstellungen über die Rolle von Autoren, die nun kulturell legitimiert Herrschafts-, Kontroll- und Ausschlussrechte für geistige Werke und Symbole erhielten. Diesen Prozess der ‚propertization‘ von Kultur und Wissen, der mit dem Aufbrechen von Gilden und Zünften am Ende des 18. Jahrhunderts und der darauf folgenden Reorganisation der Verbreitung und des Umganges mit kulturellen Gütern eingeläutet wurde, fasste Siegrist als eine Doppelkonstruktion der Nationalisierung und Individualisierung geistigen Eigentums: die Herausbildung des Autors als individueller Eigentümer wurde begleitet von einem possessiven Nationalismus, der im Verlaufe des 19. Jahrhunderts neben der Individualisierung zugleich die Nationalisierung und nationale Inbesitznahme von Kultur vorantrieb. Zur Stabilisierung dieser sich neu herausbildenden nationalen Kulturkartelle kristallisierte sich bereits im frühen 19. Jahrhundert die Notwendigkeit eines internationalen Schutzes geistigen Eigentums heraus, der in Form bilateraler Gegenseitigkeitsabkommen jedoch lückenhaft blieb.

Diesem Aspekt der internationalen Regulierung geistigen Eigentums ging Isabella Löhr (Leipzig) für das 20. Jahrhundert nach. Für den Zeitraum von 1918 bis 1952 thematisierte sie die Entwicklung der Berner Übereinkunft, ein 1886 gegründetes multilaterales Vertragssystem zum internationalen Schutz geistigen Eigentums. Im Vergleich zur Rolle von Nationalstaaten und Einzelakteuren, wie sie zuvor für das 18. und 19. Jahrhundert behandelt wurden, konzentrierte sie sich auf die Rolle internationaler Organisationen, die nach dem Ersten Weltkrieg verstärkt auftraten und in den Prozess der internationalen Aushandlung von Urheberrechten aktiv eingriffen, indem sie die nationalen Kulturkartelle um eine funktionierende Kooperationsstruktur auf internationaler Ebene ergänzten. Das zeigte sie exemplarisch am Völkerbund und seinem Vorhaben, die Berner Übereinkunft in den 1930er Jahren durch einen Zusammenschluss mit den Urheberrechtsverträgen der panamerikanischen Union zu einer Weltkonvention zum Schutz geistigen Eigentums auszubauen, deren Zustandekommen letztlich nur durch Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhindert wurde.

Der frühen Nachkriegszeit widmete sich Matthias Wiessner (Leipzig), indem er die Bemühungen der DDR verfolgte, ein eigenes geistiges Eigentumsrecht zu entwickeln und es an das internationale Recht anzubinden; im Vergleich zur Sowjetunion war die DDR bereits früh in multilaterale und bilaterale Urheberrechtsverträge eingebunden. Diesen Anschlussversuch an die internationale Entwicklung

legte Wiessner als Versuch der DDR aus, ihre internationale Stellung insgesamt zu stärken und der außenpolitischen Isolation entgegen zu treten. Wie auch im vorangehenden Vortrag betonte er die Rolle privater Interessensvertretungen der Autoren und Verleger, die sich intensiv um internationale Organisationen wie die Unesco und die World Intellectual Property Organization bemühten, um an diesen Stellen ihre eigenen Interessen wirkungsvoll einzubringen. Diesen Bemühungen standen jedoch mit dem Alleinvertretungsanspruch der BRD und der instabilen Finanzsituation der DDR besonders in den 1950er Jahren zwei grundsätzliche Probleme im Weg, die letztlich nur zu einer begrenzten Integration der DDR in das internationale Urheberrecht führten.

Im letzten Vortrag wandte sich Friedemann Kawohl (Villingen/ Freiburg) der globalgeschichtlichen Dimension des geistigen Eigentums zu, für deren Skizzierung er drei Möglichkeiten vorschlug: erstens einen historischen Vergleich der nationalen Rechtskulturen, zweitens eine Analyse der Entstehung und Weiterentwicklung internationaler Konventionen zum Schutz geistigen Eigentums mit besonderem Blick auf internationalen Wettbewerb, Harmonisierung und Internationalisierung der Schutzbestimmungen und drittens schließlich einen beziehungsgeschichtlichen Zugang, der über Handelsbeziehungen und Migrationsprozesse den Transfer von Rechts- und Verlagspraktiken, kulturellen Vorstellungen von Autorschaft und deren Institutionalisierung in den Blick nimmt. Am Beispiel der unterschiedlichen Rechtskonzepte, die hinter den Begriffen copyright und Urheberrecht stecken, veranschaulichte Kawohl abschließend, wie ein solcher Vergleich von Rechtskulturen, Eigentumsvorstellungen und der daraus entspringenden Folgen für den Transfer von Rechtsvorstellungen und -praktiken aussehen könnte.

In der Diskussion wurde die Frage aufgeworfen, inwieweit derzeitige Ausweitungen von geistigen Eigentumsrechten zugunsten der Inhaber der Schutzrechte vergleichbar seien mit der in historischer Perspektive geschilderten Individualisierung und Nationalisierung kultureller Güter zwischen 1780 und 1880. Dies wurde bejaht mit dem Verweis darauf, dass heute analog zur Situation um 1840 vor allem internationale Urheberrechte wieder mit Handelsverträgen verknüpft werden und auf diese Weise Institutionalisierung und Verregelungen für den Umgang mit geistigen Gütern sich ihren Weg bahnen. Das heißt, die Festlegung kultureller Handlungsrechte und damit der Zugang zu und der Umgang mit ‚creative commons‘ ist erneut in einem Prozess der ‚private propertization‘, an dem heute aber nicht nur staatliche und private Akteure beteiligt sind, sondern besonders internationale Akteure wie bspw. globale Unternehmen und internationale Organisationen, bei denen ein großer Teil der Regulierungsgewalt liegt. Vergleicht man in dieser Perspektive das 19. mit dem 20. Jahrhundert, zeigt sich ein wesentlicher Unterschied in der Abhängigkeit nationaler kultureller Handlungsfelder von internationalen Entwicklungen: aufgrund der Breitenwirkung neuer Medien und technischer Möglichkeiten der Reproduktion geistiger Werke funktionierte im 20. Jahrhundert eine Implementierung kultureller Handlungsrechte auf nationaler Ebene nur im Zusammenspiel mit internationalen Regulierungen, die sich mit den Regelungen der nationalen Kulturkartelle abstimmen und sie stabilisieren, indem sie ihre Regeln international einführen und verteidigen.

Panel 37: Mission and Missionary Work: Approaches to a Global Phenomenon

Convener: *Ursula Lehmkuhl (Berlin)*

Bericht: *Ana Belen Garcia Timon*

Purpose: Since the end of the 16th century, Jesuits have been active in all parts of the world. In an effort to globalize Christianity they set up missions in Latin America, China and North America. The panel will analyze those missions as well as the Steyler Mission in China with a special emphasis on the mutual influence of the missionaries' global impulse and self-perception and the local societies. Topics covered include the interactions between local actors and the missionaries, the missionaries' discourse strategies, their perceptions of the experienced cultural contacts, and the impact of those experiences on global and local missionary strategies. The panel aims at a methodological and theoretical conceptualization of the local and global dimensions of missionary history conceived as global history.

Das Panel präsentierte die Missionierung und ihre Geschichte als Teil der Globalgeschichte, wobei als Beispiele zwei von Jesuiten und eine von Deutschen in Lateinamerika, Nordamerika und China organisierte Missionen behandelt wurden.

Bernd Hausberger (Berlin) betrachtete in seinem Vortrag „Die Mission der Jesuiten im Kolonialen Lateinamerika in globalgeschichtlicher Perspektive“ die Aufgabe der Jesuitischen Mission in Lateinamerika. Er zeigte den universalen Evangelisierungsauftrag des christlichen Glaubens als entscheidend für den Globalcharakter der Jesuitischen Mission auf. Im Fall Lateinamerikas repräsentierten die Jesuiten die Alternative zur Kolonialregierung. Die Mission verfolgte sowohl die Bekehrung der Indianer zum katholischen Glauben als auch die Übernahme „zivilisierter Sitten“, obgleich man bereits für die Kolonialzeit schon von einer Anpassung europäischer Lebensformen an den amerikanischen Kontext sprach. In diesem Sinne sollte man die Missionierung als Interaktionsprozess zwischen zwei Akteuren, den Jesuiten und den „Indianern“, verstehen.

Im Gegensatz zur jesuitischen Mission im 17. Jahrhundert in Südamerika waren die Jesuiten der Mission in den Rocky Mountains während des 19. Jahrhunderts enge Kollaborateure der nordamerikanischen Regierung. Ursula Lehmkuhl („Christianity accommodated': jesuits as cultural brokers at the American frontier“) beschrieb die Missionare in Nordamerika als Kulturvermittler, indem sie als Mitglieder eines „institutionellen Plans“ an der Akkulturation der *natives* teilnahmen. Die Schwerpunkte der Interaktion zwischen Jesuiten und indianischer Bevölkerung waren die Sprache, die Ausbildung, die Lebensweise und die Religion. In diesen Bereichen engagierten sich die Jesuiten, um das Vertrauen der *natives* zu gewinnen. Man sollte aber das Überlegenheitsgefühl, aus welchem die oben genannten Institutionen in den Kontakt mit den Indianern eintraten, betonen.

Unter der gleichen Thematik, aber in anderem Kontext und mit anderen Akteuren beschrieb Klaus Mühlhahn (Turku) in seinem Beitrag „Religious Exclusion: Interactions German Missionaries and the Local Chinese Society in Shandong, 1880-1900“ die Beziehungen zwischen deutschen Missionaren (diesmal nicht Jesuiten) und den Einwohner eines Dorfes in China am Ende des 19. Jahrhunderts.

Die katholische Mission hing von der Zentralmacht in Deutschland ab und hatte als Kernaufgabe die Evangelisierung der Ungläubigen. In diesem Fall wurde aber die Mission weder von der Kirche (wie im lateinamerikanischen Fall) noch von der Regierung (wie in Nordamerika) finanziert. Private Spenden waren das Haupteinkommen der Mission in China. Die Missionare gehörten zu den „streng Katholischen“ aus Süddeutschland und gingen nach China in Erwartung von Gefahren, des Kampfes gegen den Teufel etc. Wie in den Jesuitischen Missionen versuchten sich die Missionare in die chinesische Gesellschaft einzumischen, indem sie sich bemühten, die Lebensart der Chinesen anzunehmen. Die Hybridität war ein Ergebnis des Kulturtransfers, führte aber immer zum Ausschluss einer der Kulturen, und in diesem Fall war es ausschließlich die chinesische Kultur.

Hybridität war einer der Diskussionsschwerpunkte des Panels. Die anderen Themen, die die Vortragenden als Vergleichskriterien zwischen den Missionen nutzten, waren die Sprache und die Rolle, die diese für die Annäherung zwischen den zwei Gemeinschaften spielte, die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, die Finanzierung der Missionen, die Rolle der Frauen oder wie Frauen behandelt wurden sowie schließlich Missverständnisse zwischen den Kulturen.

Es wurden Begriffe wie Assimilation, Akkulturation, Transfer etc. diskutiert und, in jedem Fall, präsentierte sich die europäische Kultur als Macht für den Ausschluss oder Einschluss anderer Kulturen. Die Frage, ob Missionen ein globales Phänomen sind, bejahten die WissenschaftlerInnen einhellig, denn einerseits spricht die internationale Zusammensetzung der Jesuiten dafür, andererseits wurden Informationssysteme, zwischen den Missionaren und den Heimat- bzw. Zentralort etabliert. Dies löste ohne Frage eine globale Vernetzung aus.

Panel 38: Gender and World History

Conveners: *Ida Blom (Bergen), Ruth-Stephanie Merz (Leipzig)*

Bericht: *Ruth-Stephanie Merz*

Purpose: This panel will explore how gender relations evolve when different cultures come into contact with one another. Whether European or non-European, contemporary or ancient, societies rely on the functioning of established and widely accepted power relations of gender and the generated ideas about economic or political issues. Migration and war, the exchange of goods and the transfer of technical, scientific and economic knowledge have always challenged the existing gender relations, transformed and revolutionized them. Starting from different geographic spaces and from different epochs, this panel will examine the impacts of the transfer of gender relations both for the importing as well as for the exporting society.

The aim of global history may be characterised as an interdisciplinary effort to analyse and conceptualise the dynamics and processes that lie at the base of societal, cultural, economic or political interactions within humanity. In this sense, and regardless of time and space, the most fundamental common characteristic of societies found all over the world have always been the interaction between men and women, old and young, foreigners and natives and that may be summarized under the vast category of “gender”. The First European Congress on World and Global

History tackled this subject with a panel chaired by Ida Blom and Ruth-Stephanie Merz. Presentations were given by Ida Blom, Marnie Hughes-Warrington (Sydney) and Tine de Moor (Utrecht).

Ida Blom introduced the subject of gender analysis in world history with an outline of the field of research and stressed the necessity and fertility of introducing gender relations as a fundamental category of analysis in the global concept of world history. Understood as the search for networks between national and cultural boundaries, world history and gender still lack to a certain extent comparative studies concerned with cross-cultural encounters in space and time. The interaction of gender has manifested itself in all cultures and at all times in relationships, in which dichotomous constructions and essentialism, as well as multiple forms of hierarchical structures, assert themselves. Depending on the cultural context and the special period considered, gender aspects merged with other analytical categories (caste system, class, race, ethnicity or the nation state) and revealed their meaning in relation to economics, society, politics and ideologies. These meanings can easily be traced out in a multitude of topics inherent to gender specific human experience: the consideration of the genesis and development of welfare states and their demographic discourses, economic and labour market developments, the formation of political ideologies (socialism, liberalism, religion) and their meaning for gender relations, the growth of the nation state in the 19th century, as well as 20th century questions dealing with environmental issues. The overcoming of eurocentrism is of particular importance to the analysis of gender relations in world history. It presents an intellectual challenge for European scholars that have been trained in the tradition of the universally formulated concepts of the first and second wave of feminism in the 19th and 20th century respectively. This idea was reiterated by Ida Blom in her words: "Understanding is not the same as accepting", which underlined the importance of cultural identity in the construction of gender relations, and with which she closed her talk.

Marnie Hughes-Warrington questioned in her presentation entitled "On the Margins of the World? Women make Universal History" the widely accepted thesis that 19th century Europe, with its epigones (Hegel, Marx or Ranke), and its professionalization of historiography, were the starting point for reflexions upon world historiography. For this purpose she extended the scope of the analytical photographic lens far into the 15th century, enlarged the source corpus and pleaded for a broader definition of universal history. Her presentation, which could also be understood as a curriculum criticism, was dedicated to universal historiography generated by women. Her talk consisted of the partial results of an interdisciplinary project with Deborah Bird Rose, that, as well as advocating the opening of time, called for an opening of space by taking into consideration Chinese or Islamic traditions of world historiography. Marnie Hughes-Warrington subdivided the universal historiographic work of women into three categories: (1) Publications that were commonly regarded, by the authors, the editor and the reader, as being universal historiographic presentations. In this context Marnie Hughes-Warrington emphasised the work of Hester Piozzi, whose works are a "collage" of information, as the author was a great annotator of her own work. (2) The second category of work she mentioned consisted either of translations conducted by women, publications with a foreword formulated by a woman, or works that "redesigned" known histo-

riographies by men, for example the case of Christine de Pizans *Livre de la Cité des Dames*, which rewrites to St. Augustine's *City of God*. (3) The third category was concerned with the 'Women's Worthies'. Although these works were subjected to the usual morality of their time and society, the compilation reveals their significance to universal historiography. On the one hand many of the texts go far beyond the narrow space and time conceptions of the proposed biographies. On the other hand these texts allow what for the contemporary understanding of the world and its proposed interpretations.

Tine de Moor followed with a presentation entitled „Girlpower. The European Marriage Pattern (EMP) and labour markets in the North Sea region in the late medieval and early modern period“. She presented the characteristic attributes of the EMP in the North Sea region in the 15th century, discussing the labour force shortage, which resulted from the devastation of the Black Death, the Church's acquiescence in the approval of non-marital partnerships and the inheritance system, as well as moderate power hierarchies, which influenced gender and generational relationships. In relation to space Tine de Moor distinguished the EMP from marriage patterns in other regions (Southern Europe and China), where women, instead of experiencing the relative freedom on the labour market and in the private sphere of their north European sisters, were confined to the house and family tasks. Furthermore Tine de Moor traced parallels in a temporal perspective to demographic and wage labour developments in the 20th century Europe. Although the presentation was interesting, as well as challenging with regard to the analysis of western European gender relations, it must be stated, that this presentation did not comprise a world historiographic approach. The comparison – especially the one with China – and Southern Europe was merely, as the panellist herself announced, one of contrast, and wasn't carried out in a systematic way. Also, a clear distinction between urban and rural areas would be needed to judge the relevance of the author's suppositions. Still the trans-cultural comparison of marriage patterns undoubtedly promises worthwhile insights into economic, social or cultural interrelations for the broader understanding of processes in global history.

Two motifs lead the discussion, which, as regards content, should be seen together, one being theoretical and methodological and the other organisational:

(1) The unconsciously perceived unilateral establishment of gender analysis as being the examination of the unique role and function of women and the analysis of the construction of femininity obstructs the study of the gendered notion of men in relation to femininity. The absence of men on the panel (except for Patrick Manning and Muhammad Zaman) may in this context lead to reflection.

(2) As this was the first Congress of its kind in Europe, there is some hope that the “feminisation” and “exoticisation” of gender research might be easily overcome. Ida Blom, in this context, recommended that, systematic reflections on the impact of gender be required at, and that they inhabit the same level of discourse as other categories of analysis, when future calls for papers are issued and when panels are composed. The task of such a systematic reflection on gender relations could be, as the three panelists and the final discussion suggested the questioning of existing concepts that claim to be the only possible interpretations.

Panel 39: Economic History

Convener: Markus A. Denzel (Leipzig)

Bericht: Maria Hidvegi

Purpose: This panel will bring together contributions to the relationship of economy and culture in global exchange. The Great Depression of 1929 and thereafter was a worldwide phenomenon, but how those involved reacted to the unprecedented challenge of the capitalist system in the countries concerned in order to become capable of acting and to get control of the situation, is a question that is being debated today and will be discussed by the panel. Furthermore, the historic dimension of intercultural competence and its practical significance will be demonstrated by theoretical premises of Interculturality Research and reinforced with examples from the Siemens and BMW enterprises throughout the 20th century. Finally, the discussions held by European trade unions in the 20th century on coordinating their politics with the American automobile companies of Ford and General Motors will be compared.

Dem Panel ging es vor allem um die Untersuchung der Beziehung zwischen Wirtschaft und Kultur anhand von Praxisbeispielen aus der Globalisierungsgeschichte von Unternehmenskulturen im 20. Jahrhundert.

Werner Berg (Freiburg) sprach über „Stabilität und Wandel in Krisen. Industrielles Management in Großbritannien und Deutschland unter dem Einfluss der Weltwirtschaftskrise“. Er führte anfangs theoretische und methodologische Überlegungen zur vergleichenden- und Weltgeschichte aus, wie die unterschiedliche Reaktion auf weltweite Ereignisse an verschiedenen Orten untersucht werden kann. Der Vortrag zielte darauf ab, anhand des Beispiels der Weltwirtschaftskrise darzustellen, wie diese Krise von Zeitgenossen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten wahrgenommen und verarbeitet wurde und unter welchen Bedingungen und in welche Richtung sich die materielle, institutionelle sowie die mentale Ordnung der jeweiligen Gesellschaft gewandelt hat. Infolge einer Krise wird nicht nur die Wichtigkeit der Regierung und Führung klar, sondern werden die bisher unbewussten Muster des Denkens und des Handelns hinterfragt. Die unterschiedliche Reaktion britischer und deutscher Manager auf die Krise mache klar, dass es die einzig wahre ökonomische Rationalität nicht gebe, sondern dass die auf unterschiedlichen nationalen Geschichten beruhenden nationalen mentalen Strukturen (als eine Art *store of experience*) sowie die Organisationsstrukturen der Gesellschaft die ökonomische Handlung der Manager stark beeinflussen. In Deutschland wurden Kartelle von Großunternehmen gebildet, um größtmögliche Unabhängigkeit vom Markt zu erreichen und es kam zu Lohnverringerungen, um die Defizite der Unternehmen auszubalancieren. In Großbritannien dagegen wurde versucht, die Gefahren unter den miteinander stark konkurrierenden, meistens mittelständischen Unternehmen zu verteilen. Anhand des angeführten Beispiels wurde auch nachgewiesen, dass nicht einmal die größten Krisen zu einem fundamentalen Verlust des Vertrauens in alte Handlungsmuster und daher zu einer radikalen Veränderung der Managementpraxis führen. Eine innovative Handlungsweise bildet sich zwar aus, aber nicht nur auf Grund aktuell viel versprechender Lösungen, sondern auch wegen vorgegebener Visionen der Moderne. Die Untersuchung der Wandlungen der institutionellen und

mentalener Ordnung von Staaten und unterschiedlichen politischen Systemen sollte deshalb die Voraussetzung für die Kenntnisnahme der Vielfältigkeit der Welt sein.

In der anschließenden Diskussion wurde auf die Folgen des Goldsterling-Systems für die Managementpraxis sowie auf den Unterschied zwischen den uns heute und den Zeitgenossen zur Verfügung stehenden Informationen hingewiesen. Danach war die Weltwirtschaftskrise in Großbritannien auch die Periode einer mentalen Wandlung im Sinne des Übergangs vom Konkurrenzkapitalismus zu einem etwas mehr organisierten Kapitalismus. Fragen zielten darauf, wie die Folgen der unvollständigen Information, der mentalen und institutionellen Strukturen das Handeln der Akteure beeinflussen und warum es zu mentalen Wandlungen kommt. Es wurde außerdem hervorgehoben, dass mentale Einstellungen und die isolierte Lebensweise deutscher Großunternehmer die Wahrnehmung wichtiger Informationen ihrerseits stark beeinträchtigt hätte.

René Del Fabbro (Dessau) behandelte in seinem Vortrag die Bedeutung der „Interkulturellen Kompetenz im Unternehmen“. Die Forschung über Interkulturelle Kompetenz sollte zur Bereicherung der transnationalen Geschichte v. a. im Bereich der Empirie dienen. Der Bereich „Interkulturelle Kompetenz“ erforscht den Erwerb und die Nutzung fremdkulturellen Wissens im Unternehmen mit historisch-empirischen Methoden. Die Forschung dieser Art des Kulturtransfers beruht auf interdisziplinären theoretischen Vorgaben aus der Sozialwissenschaft, Psychologie, Anthropologie und Linguistik. Als Beispiele wurden ein Phasenmodell zum Aufenthalt in der Fremde, die Typisierung interkultureller Persönlichkeiten und die interkulturelle Verhandlungsführung angeführt. Basis der Analyse ist das reiche Erfahrungswissen, das sich in Unternehmensarchiven zur interkulturellen Kompetenz angesammelt und in schriftlichen Quellen seinen Niederschlag gefunden hat. Mit Hilfe von Quellenbeispielen wurde veranschaulicht, welche Problembereiche in die Analyse einbezogen werden, so z.B. der Brief des nach China entsandten Siemens-Ingenieurs Hermann Meyer im Herbst 1909 an Carl Friedrich Siemens (er leitete die Abteilung, welche die Auslandsaufenthalte der Mitarbeiter koordinierte) über die künftige Entwicklung Chinas oder den Brief des Siemens-Direktors Berliner über deutsche Mitarbeiter in Japan und über die nötigen Kompetenzen zu einem erfolgreichen Auslandsaufenthalt. Es wurde hervorgehoben, dass Quellenanalyse in der jeweiligen Fremdkultur auch unentbehrlich wäre.

Es stellte sich die Frage, was in der Auslandsabteilung bei Siemens genau gemacht wurde (Vorträge gehalten, Tests durchgeführt, um die künftigen Mitarbeiter im Ausland auszuwählen etc.). Diese Frage konnte aber in dieser Phase der Forschungen noch nicht vollständig beantwortet werden. Es wurde angedeutet, dass der Punkt des Lernens noch fehle: kulturelle Missverständnisse kosten die Unternehmen enorm viel. Damit unmittelbar Konsequenzen gezogen werden können, sollten kulturelle Missverständnisse dokumentiert werden. Dazu wurde ein Quellenbeispiel herangeführt: BMW hätte sich für den Markteintritt in Japan gründlich vorbereitet, nicht aber für die Fusion mit Rover in dem kulturell als sehr ähnlich wahrgenommenen Großbritannien. Aus den Problemen mit dem Rover wurde dann die Lehre gezogen, dass die Unternehmenskultur der künftig übernommenen Firmen eliminiert werden soll.

Thomas Fetzter (Florenz) schloss mit einem Beitrag über „Inter-Nationalismus: Die Wirkung der Ford's European Business Integration auf die Beziehungen der

Arbeitnehmer und Manager in der Fordwerke AG Germany (1967-2000)“ an. Der Vortrag zielte darauf ab, ein in den bisherigen Forschungen eher in den Hintergrund gerates Themenfeld, den Einfluss der internationalen wirtschaftlichen Integration auf die industriellen- oder Arbeitsbeziehungen in Deutschland darzustellen. Im Gegensatz zu einer gängigen Einstellung von Liberalen und Arbeitgebern über die notwendige Adaptation des Mitbestimmungsprinzips an die Herausforderungen der Globalisierung, plädierte der Vortragende mit Streeck und Abelshauser dafür, dass dieses einzigartige Charakteristikum historisch gesehen eher einen institutionellen Vorteil für die deutschen Unternehmen in ihren Basisbranchen von Qualitätsprodukten mit starker Exportorientierung bedeutete. Eine andere Feststellung von Streeck wurde ebenfalls aufgegriffen: unter dem Druck des starken Wettbewerbs für internationales Mobilkapital wurden die kooperativen Beziehungen zwischen Management und Arbeiterschaft bis zur Bildung „nationaler Pakte“ für die Aufrechterhaltung deutscher Arbeitsplätze entwickelt. Im Praxisbeispiel wurde dementsprechend eher der Einfluss internationaler wirtschaftlicher Integration auf die Beziehung institutioneller Akteure als die Folge der Mitbestimmung auf ökonomische Leistung fokussiert. Dargestellt wurde, dass die Bildung des Holdingunternehmens Ford of Europe in den späten 60er Jahren (aus den bis dahin autonomen deutschen und britischen Ford-Tochtergesellschaften) und die Standardisierung der Produktpalette zur grenzenübergreifenden Rationalisierung der Produktentwicklung, -herstellung und Marketing führten. Die damit verbundenen Entlassungen und auch die in der internationalen Kooperation vorhandenen Möglichkeiten bildeten die Basis für die nationalen Management-Arbeitnehmer-Partnerschaften. Die Ängste westeuropäischer, darunter deutscher Arbeitnehmer in der Automobilindustrie wurden in den 80ern durch die Konkurrenz der japanischen Autoindustrie und in den 90ern durch die Verlagerung der Produktionsstandorte nach Osteuropa geschürt. Das führte zu einer wirtschaftlichen Krise zwischen den britischen und deutschen Niederlassungen. In Deutschland wurde eine neue Form von Management-Arbeitnehmer-Verträgen abgeschlossen (Sicherung der Arbeitsplätze für eine begrenzte Zeit, dafür Verzicht auf Lohnerhöhungen, Zuwendungen und feste Arbeitszeit) und die Gewerkschaften etablierten sich als Co-Manager (Vorschläge für Produktions- und Investitionsplanung, Organisation der Produktion etc.).

In der anschließenden Diskussion wurde erstens die Frage gestellt, ob der Profit für Ford durch die durch Zentralisierung erzielten *economies of scale* oder durch die größere Autonomie der nationalen Märkte gesichert werden kann. Thomas Fetzter antwortete mit der Frage, inwieweit eine Zentralisierung der Produktion oder die Verringerung der Produktionskosten ohne einen Verlust an Marktanteil weitergetrieben werden können. Die Tendenz bei Ford Germany sei die Entwicklung jeweils zweier Modelle, eins für den deutschen Markt und eins für die internationalen Märkte, die zwei Tochtergesellschaften blieben aber weiterhin die Hersteller für ihre nationalen Märkte. Das Panel schloss mit der Folgerung, dass im Schnittpunkt von Kultur- und Wirtschafts-/ Sozialgeschichte auch in Zukunft zentrale Anregungen für eine transnationale oder Globalgeschichte zu finden seien.

Panel 40: Americanization of the European Economy

Convener: Harm G. Schröter (Bergen)

Bericht: Maria Hidvegi

Purpose: Americanization is a concept established in circles of anthropologists, social and cultural historians. For decades, economic history cared little about cultural aspects, but more about "hard", i.e. accountable and measurable effects. However, for about a decade economic and business historians have asked what impact culture has had on their specific subjects of study. This is done mainly by using the concept of Americanization, on which several books have appeared in recent years. The purpose of this session is threefold: (1) to show how a cultural concept can be made fruitful in the two fields of research (economic and business history), which often are regarded from outside as dry, boring, and difficult; and (2) to show the state-of-the-art concerning historical research on the Americanization of the European economy. All four contributors are old hands in what colloquially is called our "Americanization circus" (since we have had quite activities all over the World); (3) last but not least, we are curious to what extent our offer is acceptable and interesting for non-economic historians. – Thus, this last issue is the task of the audience! There will be four contributions, and hopefully a lot of discussions. A general introduction will provide an overview of research carried out.

A second presentation will show how American management know-how and thinking in terms of competition have entered the board-rooms of German industry. A third one will provide an overview of how American methods and proceedings were taken over by the French electrical industry, while the fourth one will concentrate on the British armament industry and its experience of Americanization. All contributors will also point to the limits of Americanization.

Dem Panel ging es vor allem um drei Ziele:

- 1) wie ein kultureller Begriff in der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte seine Wirkung entfaltet,
- 2) welchen Stand die historische Forschung zur Amerikanisierung der europäischen Wirtschaft erreicht hat und
- 3) die Akzeptanz des eingeführten Vorschlages unter Nicht-Wirtschaftshistorikern zu testen.

Harm G. Schröter selbst referierte einleitend über „Economic culture and its transfer: Americanization and European enterprise, 1900-2005“. Mit Hilfe des kulturellen Konzepts „Amerikanisierung“ (im Sinne von selektiertem und adoptiertem Transfer von Werten, Institutionen, Technologien etc. in der Wirtschaft von den USA) zielte der Vortrag außer auf die Beschreibung der Transferprozesse auch auf ihre Hintergründe und die zeitliche Verankerung ab. Die Amerikanisierung der (west)europäischen Wirtschaft erfolgte in drei Wellen 1920-1929, 1947-1970 und von 1985 bis heute. Die drei Voraussetzungen der Amerikanisierung waren jeweils erstens die allgemeine wirtschaftliche Überlegenheit der Vereinigten Staaten mit einer parallelen politischen, militärischen, technologischen und finanziellen Überlegenheit (in den 1980er Jahren wandte sich Europa nach Japan, um Impulse für die

wirtschaftliche Entwicklung zu bekommen!) und zweitens eine grundsätzliche Ähnlichkeit der Werte auf beiden Seiten des Atlantiks. Drittens war es die freiwillige Art der Übernahme von Werten, Normen, Institutionen etc., d. h. Europäer (privatwirtschaftliche wie staatliche Akteure) wollten Lösungen und Technologien erlernen, um ihre Wirtschaften effizienter zu machen. Die Amerikanisierung beruhte auf den folgenden Grundwerten: 1) dem Primat der Wirtschaft sowohl in der Gesellschaft als auch im Leben der Individuen, 2) dem Glauben an den Wettbewerb, 3) der Kommerzialisierung der menschlichen Beziehungen und 4) der amerikanischen Art des Individualismus, d. h. der persönlichen Wahl zwischen den Komponenten eines hohen Lebensstandards. Die wirtschaftlichen Werte haben sich grundsätzlich verändert, diese Wandlungen waren aber nicht irreversibel (so haben die USA in den 1930er Jahren Prinzipien der wirtschaftlichen Kooperation von Europa übernommen). Zwei Regeln konnten herausgestellt werden: 1) Wenn die Märkte liberalisiert sind, gibt es mehr Amerikanisierung und vice versa. 2) In Phasen der schrumpfenden Liberalisierung, z.B. während der Weltwirtschaftskrise oder der Ölkrise, hörte die Amerikanisierung auf oder es fand ein Prozess in entgegengesetzter Richtung statt. Die Forschungen über die Amerikanisierung machen zwei Aspekte klar: Erstens, dass wir heute unter massivem Einfluss amerikanischer Werte leben, die oft unhinterfragt akzeptiert und für vorgegeben gehalten werden. Zweitens: woran heute geglaubt wird, wird morgen schon im Wandel sein.

Susanne Hilger (Düsseldorf) trug über „Globalisierung durch Amerikanisierung? – Zum Einfluss amerikanischer Unternehmen auf die Internationalisierung der deutschen Industrie seit dem Zweiten Weltkrieg“ vor. Das starke Forschungs- und Technologiepotenzial, ein hochgradig effizient arbeitendes industrielles Management und das weltweite Expansionsstreben machten die USA zum weltweiten Globalisierungsvorbild. Dies zeigte sich auf den europäischen Märkten bereits seit den ausgehenden 1950er Jahren, wo sich eine Vielzahl US-amerikanischer Anbieter stärker als je zuvor mit Direktinvestitionen engagierte. Der Vortrag befasste sich mit den Einflüssen US-amerikanischer Unternehmen auf die Globalisierung der deutschen Industrie nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Mittelpunkt der Darstellung stand die Frage, wie und auf welche Weise amerikanisches Management-Know-how und ein „amerikanisiertes“ Wettbewerbsdenken (absolutes Profitdenken, Denken in globalen Maßstäben, in großen Unternehmenseinheiten sowie in Marktanteil und Absatz, aggressive Produkt-, Preis- und Absatzpolitik) in deutschen Unternehmen Einzug hielt und mit welchem Ergebnis es rezipiert wurde. Die Vermittler des Transfers waren die *business schools*, die Konsultationsagenturen wie Boston Consulting Group und die transnationalen Partnerschaften. Das anfangs zögernd adaptierte Management-Know-how umfasste die Produktion, die Unternehmensorganisation, die Buchhaltung, das persönliche Management und das Marketing sowie die Kommunikation. Als Motor der Amerikanisierung diente der Wille deutscher Unternehmer, nicht nur mit der amerikanischen Wirtschaft konkurrieren zu können, sondern auch den Herausforderungen der sich globalisierenden Weltwirtschaft nachkommen zu können. Es wurde festgestellt, dass trotz der anfangs scheinbar unkompatiblen deutschen Management-Methoden die Amerikanisierung den deutschen Firmen zur Entwicklung neuer Strategien und zur globalen Wettbewerbsfähigkeit verhalf.

Pierre Lanthier (Québec/ Trois-Rivières) sprach anschliessend über “Investing in Electrical Manufacturing in France from 1945 to 1955: Reinforcing or Americanizing the existing Structures?” Der amerikanische Einfluss war schon vor dem Ersten Weltkrieg in Frankreich präsent. Die 1945-1955 in die französische Elektromaschinenindustrie investierten ca. 20 Milliarden Francs waren aber nicht nur für die nach fünfzehn Jahren ökonomischer Krise und Krieg nötige Modernisierung gedacht, sondern für die Übernahme von Prozessen und Technologien aus den Vereinigten Staaten. Dies war der Beginn eines neuen Zeitalters in der Amerikanisierung der französischen Elektromaschinenindustrie: ein von der französischen Seite massiv geförderter Lernprozess (so hat die verstaatlichte *Électricité de France* den Unternehmen stark empfohlen, von Amerika zu lernen). Repräsentanten der französischen Elektromaschinenindustrie haben sich aber damals im Rahmen der von den Vereinigten Staaten ins Leben gerufenen Produktivitätsmissionen eher auf das technologische Nachholen konzentriert und hatten nicht vor, die amerikanischen Werte und Normen zu übernehmen.

In den 1960er und 1970er Jahren dagegen wurde eine Amerikanisierung im Sinne von Adaptierung der Management-Methoden und des Verhaltens sogar von Frankreich selbst initiiert: Die Reorganisation der französischen Industrie erfolgte durch die Einbeziehung amerikanischer Erfahrungen. Französische Wirtschaftsakteure waren nicht grundsätzlich gegen amerikanische Methoden und Techniken eingestellt, aber sie haben sie stets den französischen Verhältnissen angepasst. Die einst von den Amerikanern initiierte Amerikanisierung wurde immer mehr eine von den Europäern generierte Einstellung. Der Vortragende stellte schließlich die Frage, ob man unter diesen Umständen überrascht sein sollte, dass die heutigen, oft als neue Formen der Amerikanisierung bezeichneten Globalisierungspolitiken in Europa in der Realität für die Europäisierung der nationalen Wirtschaften eingesetzt werden.

Till Geiger (Manchester) referierte schließlich über „Americanization and defence industry“. Der Vortrag analysierte die Adaptierung amerikanischer Management-Modelle und Produktionsmethoden sowie makroökonomischer Planung in der europäischen Verteidigungspolitik und Rüstungsindustrie. Nach dem Zweiten Weltkrieg glaubten Politiker und Sicherheitsexperten auf beiden Seiten des Atlantiks, dass die westlichen Demokratien gegenüber den Diktaturen des Ostblocks deutlich unterlegen seien, weil sie weniger Ressourcen für nationale Verteidigung mobilisieren könnten. Von daher versuchten westliche Regierungen, diese begrenzte Mobilisierungsmöglichkeit durch die Erhöhung der Produktivität der Rüstungsindustrie zu kompensieren. Allerdings haben die nationalen Verteidigungspolitiker in Europa der dazu nötigen Standardisierung der Rüstungssysteme, der gemeinsamen Forschungstätigkeit und Beschaffung Schranken gesetzt. Durch ihre Militärhilfepolitik hat die amerikanische Regierung versucht, diese Widerstände zu überwinden. Der Vortrag besprach den geringen Erfolg von Produktivitätsmissionen („productivity missions“) in der britischen Rüstungspolitik. Neben direkter Militärhilfe erhielt die britische Regierung auch Unterstützung für ihre nationale Beschaffungspolitik durch größere Offshore-Procurement-Aufträge und das Military Weapon Development Program. Trotz dieser großzügigen finanziellen Unterstützung übernahmen westeuropäische Regierungen nur im beschränkten Rahmen amerikanische Management-Modelle im Bereich der nationalen Sicherheit. Westeuropäi-

sche Regierungen maßen der Effizienz der Rüstungsproduktion eine geringere Bedeutung bei als der Aufrechterhaltung ihrer Unabhängigkeit und der heimischen Produktion. Obwohl die amerikanische Militärhilfepolitik darauf abzielte, die internationale Kooperation im Verteidigungsbereich zu fördern, führte sie zur Stärkung der nationalen Rüstungsindustrien in Westeuropa. Trotzdem trug die amerikanische Militärhilfepolitik gemeinsam mit den steigenden Kosten moderner Waffensysteme und dem technologischen Vorsprung der amerikanischen Rüstungsindustrie zum Entstehen neuer europäischen Formen der Rüstungskooperation bei: multinationale Konsortien, European Defence Procurement Policy etc.

In der abschließenden Diskussion wurde zuerst bemerkt, dass die in Größe, Kapital, Knowledge etc. unleugbare Amerikanisierung, die auch andere Elemente wie die European Economic Armament Agency (Geiger), die Deregulation in der französischen Elektromaschinenindustrie (Lanthier) oder den deutschen Widerstand gegenüber amerikanischer Management-Methoden (Hilger) mit eingeschlossen habe, überraschend gewesen sei. Zweitens wurde die Meinung geäußert, dass hinter den Wellen der Amerikanisierung die Rüstungsindustrie und Kriege zu entdecken seien, die zur Modernisierung der amerikanischen Wirtschaft immer wieder den nötigen finanziellen Hintergrund geliefert hätten. Till Geiger bezweifelte dies unter Hervorhebung der enormen amerikanischen Macht in wirtschaftlicher sowie in militärischer Hinsicht, die sich zu jeder Zeit auch in der quasi amerikanischen Trägerschaft des NATO-Budgets widerspiegelt. Es wurden mehrere Modelle der Modernisierung besprochen, wie Wettbewerbskapitalismus, Planwirtschaft, kooperativer Kapitalismus, Wellen der Adaptierung von Wirtschaftsmodellen deutscher und japanischer Art von den Vereinigten Staaten in den 1930er sowie 1980er Jahren. Rückgreifend auf die Darstellung von Pierre Lanthier (aktiver, selektiver Prozess der Amerikanisierung) und Harm G. Schröter (keine technologische Adaptation ohne die Übernahme von Werten) erhob sich die Frage, ob es unterschiedliche europäische Wege der Amerikanisierung gab und gibt. Lanthier antwortete, dass im Bereich der Produktivitätsmissionen keine erheblichen Unterschiede festzustellen wären und Amerikanisierung nicht als eine einfache Rezeption verstanden, sondern der sich wandelnde Kontext in Betracht gezogen werden sollte: 1914 hat Amerikanisierung etwas anderes als heute bedeutet, Ideen wurden empfohlen, die zu unerwarteten Ergebnissen, einem neuen Regelsystem führten.

Panel 41: Genocide: Global Violence – Global Memory

Convener: *Jürgen Zimmerer (Sheffield)*

Bericht: *Ruth-Stephanie Merz*

Purpose: Genocide is a global phenomenon and so is its commemoration. Genocide is inter alia about the destruction of the cultural foundations of the victim group. It attempts not only the destruction of the group as such, but also of any memory, which would point to their very existence. The panel addresses the various ways in which different genocides are remembered in different societies, and tries to point to similarities and differences. Case studies will include the Holocaust, Armenia, Bosnia, Cambodia and Ruanda. This panel is organised in cooperation with the "European Network of Genocide Scholars (ENoGS)".

Genocide and the memory of it has been an all-encompassing theme, which is not confined to the 20th century alone. As the actual situation in Darfur/ Sudan and the ongoing denial of the Armenian genocide by Turkish government demonstrates, to name but two examples, it reaches well into the 21st century. The panel included presentations by Jürgen Zimmerer (Sheffield), Dominik Schaller (Bern), Christoph Cornelißen (Kiel), Gordon R. Mork (Purdue), Gerd Hankel (Hamburg), Paul B. Miller (Sarajevo), and Cathie Carmichael (Norwich) and dealt with examples covering more or less the entire 20th century.

Jürgen Zimmerer emphasised in his introduction, that genocide not only meant the physical destruction of a targeted group, but also their cultural destruction. Therefore the erasure of the memory of any aspect of the targeted group and of the genocide itself means a continuation of genocide. Furthermore he wanted to know, whether – if various instances of genocide share certain features – the attempts to come to terms with them does as well. Has the Holocaust not only become the universally recognisable chiffre for the ultimate evil, but a role model for dealing with it later on? Or are the unique features of the Holocaust too strong to make any comparison possible? These and other questions he had asked the panelists to answer.

The experienced tension in the commemoration of genocide between the perpetrators and the victims, or the descendants of both groups was also the major theme of the presentation by Dominik Schaller entitled: “The Armenian Genocide between Remembrance and Denial”. Schaller offered an outline of the historiographic research on the genocide against the Ottoman Armenians during World War One. The Armenian Genocide had been mostly compared to the Holocaust, but, according to Schaller, most works were motivated by memory politics, and tried, by highlighting the similarities, to put the Armenian case on the same level as the Holocaust and by doing so distinguish both from all other genocides. Only a few comparative studies succeeded in approaching the subject in an unbiased way, in analysing continuities and causal connections, rather than differences and similarities, thus acknowledging the dynamic nature of the history of genocides.

The following two presentations can be seen as a unit, as they were concerned with the Holocaust, its commemoration and teaching, both in the academia, as well as in the public sphere. Christoph Cornelißen pleaded in his talk entitled “Memories of the Holocaust in Europe” for a thorough monitoring of the globalising of the Holocaust memory. Cornelißen emphasised the dynamic nature of collective memory that should be seen as the result of ongoing discussions between different competing social groups. The Europeanization of Holocaust memory experienced in recent years, has spread through the world and paved the way to a Globalisation of Holocaust memory. This brought about a series of epistemological problems, of which Cornelißen enumerated some: European countries that had experienced great suffering and in this sense were reluctant to acknowledge the uniqueness of the Holocaust; the over-memorialisation and musealisation of the Holocaust, which might lead to self-indulgence in the wider public or in the future generations; the gap existing between the memories shared by the survivors and the mechanisms of political instrumentalisation of the Holocaust; and the danger of neglecting the social and political reality of the Holocaust, when it merely serves as a paradigm for universal evil.

Gordon R. Mork in “Teaching the Holocaust and Genocide: From Eurocentrism to a Global Perspective” was concerned with two similar questions, which were, as content regards, closely linked: (1) The teaching of genocide under global premises and (2) the conceptual and ideological problems inherent to this global approach, which have to be overcome. He talked about his experiences in teaching the Holocaust, in which he had encouraged students to search for systematic patterns of the Holocaust of the Jews in Europe and apply them to other Genocides. Here and in scholarship in general the problems start when researchers abandon the thorough analytical lens and begin to argue in terms of political identities, privileging one Genocide above all others and castigating colleagues as Holocaust deniers. To overcome this problem Mork proposed five approaches that should lay at the base of all scientific consideration of genocide: the separation of public memorialisation and scholarly research (although closely linked), the systematisation of definitions, the reflection that not all crimes against humanity can be qualified as Genocide, to be aware of the fact that comparability means not equivalency and, last, to recognise that the analogies are necessary instruments for the scientific communication, but remain, nevertheless hazardous.

The following two presentations largely confirmed the issues of the preceding thoughts, by focussing on two contemporaneous genocides in Africa and Europe, and the way over-remembrance on the one side can lead to indifference on the other, or to the creation of an unproductive counter-memory.

In “Remembering Rwanda” Gerd Hankel gave a brief insight into the political and social developments in Rwanda during the last decade and drew the attention to two key aspects of the memorialisation of the Genocide in Rwanda: justice and memory. In a society where victims and perpetrators had to coexist peacefully so shortly after the ending of the murdering, justice and memory were obstructed by the classification of the victims as being members of the Tutsi minority, while the Hutu majority are assigned the only guilt. On the international and on the local judicial level this official narration persists and leads to an unwillingness and reluctance of engaging into the search for justice, the international court being discredited, while the local courts don’t succeed in engaging the victims to participate. The tenacious telling of the Rwandan Genocide also has a deep impact on the memorial. Hankel concluded that no lasting peace could be gained in Rwanda on these premises and that the role of leading Tutsi in the course of the civil war should be brought into the open.

Although in different nuances a similar problem in Genocide commemoration has been experienced by Paul B. Miller, who lives and teaches in Sarajevo, and which he analysed in a presentation entitled “Contested Memories: The Bosnian Genocide in Serb and Muslim Minds”. Unlike the survivors of the Holocaust, or even of the Rwandan Genocide, who were told to put the past behind, the commemoration of Srebrenica, of which we saw the tenth anniversary this summer, could be qualified as a “cult”, formed by myriads of social and interested groups and thus being instrumentalised for political, cultural, social and even economic purposes. Apart from the fact, that such a proceeding obstructs scientific analysis and ignores the complexity of history, it generates a counter-memorialisation of the Serbs, who place their story within a genealogy of cruelty experienced throughout

history against their race and culture, and thus trying to deligitimise the Muslim experience. Again: peace and reconciliation will hardly be achieved in this way.

In what was a very lively debate introduced by the commentary of Cathie Carmichael, the need for more research not only in the causes and forms of genocide but also in its commemoration was articulated. It became obvious nevertheless, that the problems of the victims of mass violence share certain features and that the official as well as private commemoration encounters similar developments and problems, too.

Panel 42: Transnational Networks: German Migrants in the British Empire 1660-1914

Convener: *Margrit Schulte Beerbühl (Düsseldorf)*

Bericht: *Margrit Schulte Beerbühl*

Purpose: Great Britain offered attractive prospects to many European immigrants politically, culturally, and economically and yet, as a country of immigrants, Britain has always been in the shadow of America. The island country opened up an Empire reaching out to the remote areas of the globe, free from small-state customs barriers and legal restrictions, with extraordinary opportunities for trade and research. Not incidentally the Germans represented the largest group of immigrants over more than two centuries. German scholars and scientists, explorers and merchants were able to pursue their overseas international interests within the worldwide infrastructure of the British Empire. At the same time, Great Britain needed those experts from other places for expanding and consolidating its scattered possessions.

The panel was dedicated to Great Britain as a country that offered attractive prospects to many European immigrants politically, culturally, and economically and yet, that has always been in the shadow of America. The island country opened up an Empire reaching out to the remote areas of the globe, free from small-state customs barriers and legal restrictions, with extraordinary opportunities for trade and research. The panel focused on the Germans representing the largest group of immigrants over more than two centuries arguing that German scholars and scientists, explorers and merchants were able to pursue their overseas international interests within the worldwide infrastructure of the British Empire. At the same time, Great Britain needed those experts from other places for expanding and consolidating its scattered possessions.

In the first paper Mark Häberlein (Bamberg) concentrated on German-speaking emigrants and commercial networks in the eighteenth-century British Atlantic World. The approximately 111,000 German-speaking migrants who settled in British North America between 1683 and 1775 constituted the largest continental European “ethnic” group in the British Empire before the American Revolution. Building on a number of recent works that clarified the role of German traders and entrepreneurs within the transatlantic commercial networks that evolved in the context of German-speaking migration, the presentation identified four groups of actors within these business networks. First, German and Swiss entrepreneurs ac-

tively recruited migrants for a number of land development and settlement projects. Second, German businessmen hired skilled central European workers for various industrial ventures, especially iron- and glassworks. Third, a large number of German-American businessmen returned to Europe either sporadically or regularly in order to collect inheritances, deliver letters and obtain goods sought by German-speaking settlers in the colonies (guns, metal goods, textiles, wine, clocks, books, musical instruments). Finally, Lutheran pastors used their contacts to the Francke foundations in Halle to import large quantities of religious books and pharmaceuticals, and the Moravian church organized its own passenger transports to the New World. Häberlein concluded that despite the mercantilist restrictions of the Navigation Acts, trans-national relations and activities played an important role in the early modern British Empire.

In the second presentation Margrit Schulte Beerbühl talked about international trade networks of German merchants in eighteenth-century London. In a case study on Nicholas Magens, a German merchant in London, she explored his far reaching family based commercial network which went beyond national and imperial boundaries to such distant and diverse places as Vera Cruz and Canton. By using the kinship based business branches at the leading entrepôts of the other European colonial powers he like many other German and continental merchants in London circumvented mercantilist trade restrictions and disruptions caused by the many wars of the century and thereby contributed to the emergence of a global network under British dominance. Considering that in the age of mercantilism Britain's pursuit of national prosperity and hegemony was intimately bound up with a protectionist policy for which the British immigration policy became a powerful instrument to foster the globalisation of commercial networks beyond the boundaries of the Empire, Schulte Beerbühl concluded that the British strife for hegemony, however, acquired an underlying European character by these means.

In the third paper Frank Hatje (Hamburg) focused on transnational relations among German Pietists and British Evangelicalists in the 18th and 19th centuries. The paper extended the scope of research on pietists and evangelicalists. While the protestant awakening of the early 19th century is normally stated to be a parallel movement in most nations of protestant Europe, the paper included the late 17th century German pietism and its linkages with English evangelicalism. Hatje argued that the parallels were by no means incidental, but the result of interrelations based on personal encounters and networks of correspondence which transmitted protestant doctrinal knowledge and the knowledge about the organizational structure of the movement from Germany to England (and vice versa). In detail he explored the topic by means of five case studies: the 'Salzburg transaction', the Halle-London linkage, the Moravian influence on Methodism, the fusion of the German and the English religious networks (particularly the 'Deutsche Christentums-gesellschaft' and the variety of associations from the SPCK to the missionary and Bible societies), and the mutual communications about the progress in the central projects of the 'inner mission' (prison reform, charity etc.). Finally, Hatje showed how in all of these cases migration of German pietists towards the British colonies via England was involved and how it resulted both in settlements and in missionary activities of Germans in the British Empire.

Subsequently Ulrike Kirchberger (Bayreuth) gave a speech on the overseas interests of German migrants in mid-nineteenth-century Britain. She described German migrants in mid-nineteenth-century Britain as a heterogeneous group that was attracted by the non-European world for several reasons. The paper pointed out how German migrants in Great Britain planned and implemented their projects and interests in the overseas world. During the 1840s and 1850s tens of thousands of German 'transmigrants' migrated in the USA and in other non-European regions via the great harbours London and Liverpool. German merchants participated in the British overseas trade; German missionaries came to Africa and India with the help of British missions and German orientalists, expeditions and natural scientists worked for the British Empire. Thus, Kirchberger reflected on the fact that the British as well as the German colonialism were influenced by German actors realizing their interests in overseas regions, using British networks and infrastructure.

Horst Rössler (Bremen/ Bremerhaven) talked about migrant workers and pioneer migrants who went from Hannover via England to New Zealand between 1850 and 1870. In the 18th and 19th centuries Germans were the most important Continental immigrant group in England and especially in London. However, going to England was no one-way move. Taking Hanoverian workers (sugarbakers) in the London sugar refining industry as an example he showed that many migrants returned back home after a number of years and that some, after having learned the trade in England, set out from London for other European centres of the sugar industry where their skills were in demand. In addition, for a considerable number of migrants work in the London sugar industry was only a step on their way to overseas, particularly the United States but also the British colonies such as New Zealand where the immigrants took to farming.

John Davis (Kingston University London) continued with a presentation on German academics and imperial culture. By way of example he talked about Friedrich Max Müller, who was the most prominent German philologist in Britain, indeed one of the most prominent Victorian academics overall, typifying for many the German professor. Philology was a subject attracting a great deal of interest in late 18th-century Germany, largely as a result of the Romantic re-discovery of the past, but also because it seemed to offer new insights into theology and the Bible. Great interest was aroused when British imperial expansion enabled access to non-European documents, many of which were connected with civilisations pre-dating Christianity. Many German researchers decided to travel to Britain, or to parts of the British Empire, in order to see these new primary sources for themselves. As in many other areas, German philologists led the way in terms of research by the start of the 19th century. British academic reformers and intellectual circles were consequently aware of this, considered a perusal of German research necessary for any kind of real academic advancement, and also encouraged German academics in a variety of areas – including philology – to transfer to Britain. One significant result of the absorption of German philological traditions into the intellectual life of the British Empire was its influence upon the reception of Indian – particularly Sanskrit – culture. Davis described how a historiographical debate has emerged from this, relating to whether or not the impact of this influence has been positive or negative, and intersecting with discussions regarding colonialism as well as internal Indian debates regarding nationality. Overall he argued that the coterminous discovery of

the past and of evolutionary thinking in Germany and Britain, and the consequent dependence of Britain upon German intellectuals for the evaluation of ancient colonial civilisations, had a lasting impact upon the development of the British Empire.

Finally Stefan Manz (University of Greenwich London) talked about promoting the German Navy in the British Empire, 1898-1914, giving the example of the British branches of the 'Association of German Navy Clubs in Foreign Parts'. From the 1890s, enthusiasm for the German battle fleet was just as strong in German diaspora communities as it was within the Reich. The Berlin-based 'Hauptverband' acted as an umbrella organisation for a transnational network of 150 local navy clubs and 10,000 members worldwide. Within Britain, clubs existed in London, Glasgow, Edinburgh, Birmingham and Newcastle. Their aim was the collection of monies for the building of the German battle fleet and the fostering of ethnicity and nationalism abroad. These activities were supported by the protestant expatriate churches. Manz argued that the battle fleet has to be seen as a powerful symbol of national unity and as an important element of migrants' ethnic identity construction on the eve of World War I.

Panel 44: Globalization of Knowledge? Experts Between Local Insertion and Circulation of Knowledge⁹

Convener: *Jakob Vogel (Berlin)*

Purpose: The contributions investigate the tension between the local institutional and intellectual setting and linkup of experts and the dissemination and acquisition of knowledge, exemplified by the following case studies: (1) contacts of the map makers in Canada and Europe, (2) the mining industry in German-language areas during the 18th century and its relationship to extra-European territories, (3) experiments in utilitarian social technologies – as the so-called monitorial system of education – in colonial (India) and post-colonial (Argentina) settings in early 19th century (4) globalization of times and calendars around 1900.

Panel 45: Food and Globalization. Markets, Migration and Politics in a Trans-National Perspective (19th and 20th Centuries)¹⁰

Conveners: *Maren Möhring (Köln), Alexander Nützenadel (Köln)*

Purpose: Until very recently, the transnational implications of food and nutrition had found scant attention among historians. However, food has played an important role in historical globalization. Food markets were the first to become globally integrated, linking distant areas and cultures of the world. In no other area have

⁹ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Jörg Seifarth (Berlin), Gabriela Trentin (Berlin), Jana Tschurenne (Berlin) und Jakob Vogel (Berlin).

¹⁰ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Boris Loheide (Köln), Alexander Nützenadel (Köln), Laura Rischbieter (Köln) und Maren Möhring (Köln).

the interactions between global exchange and local cultural practices been as discernible as in changing food cultures. Food consumption plays a crucial role for the construction of local and national identities and the changing self-understanding of social groups, migrants and ethnic communities. This panel addresses central facets of a global history of food in the 19th and 20th centuries: The international trade and consumption of foods, migration and ethnic food, global governance as well as the transnational dimension of nutrition science will be considered.

Panel 47: Journals and other Media in the Field of World and Global History¹¹

Convener: *John Sanders (Annapolis)*

Purpose: An increasing number of journals and new electronic specialists forums devote their programs wholly or in part to transnational or global history. This panel provides an overview of such efforts in Europe and, at the same time, initiates the discussion about challenges to the editorial process in light of questions of global history.

Panel 48: Conceptions of “World”¹²

Convener: *Katrin Bromber (Berlin)*

Purpose: This panel investigates which mental and cultural visions of “world” have been produced and reproduced in different contexts of the past and the present. Therefore the concept of cosmopolitanism of Habermas will be critically discussed as well as the vision of “world” and “the other” within the discourses of ecumenical Christianity. Moreover the scientific world view of the anthropologist Robert L. Carneiro will be subject of the discussion.

¹¹ Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren William G. Clarence Smith (London), Rüdiger Hohls (Berlin), Matthias Middell (Leipzig), Karl-Heinz Roth (Bremen), Hannes Siegrist (Leipzig) und Marcel van der Linden (Amsterdam).

¹² Ein Bericht des Panels liegt nicht vor. Panelists waren Katrin Bromber (Berlin), Katharina Lange (Berlin), Lutz Rogler (Berlin), Thomas Speckmann (Bonn) und René Wildangel (Berlin).